



KAPITÄNE, REEDER & SCHIFFE

Das nebenstehende Bild aus der Hand eines ungenannten Malers zeigt ein Danziger Seeschiff, die Pink **GEORGE LINK**, der der Danziger Reeder *George Link* (* 1775 - † 1858 Danzig) seinen Namen gab.

Die Pink **GEORGE LINK** läuft hier mit allen Segeln auf Steuerbord am Wind. An dem Besangaffel weht die preußische Flagge in Form des Doppelwimpels, im Top des Kreuzmastes steht die Flagge der Reederei *G. Link* aus Danzig. Im Großtopp ist ein rot-weißer Namenswimpel gesetzt. Im Top des Fockmastes weht die Nummernflagge "2" auf weißem Grund zwischen roten Streifen. Das Gemälde ist unsigniert, lässt sich aber an Hand der Wasser- und Schiffsdarstellung dem Maler *A. Lasczky* zuschreiben. Die Leinwand ist mit einem gemaltem schwarzen Band umrandet worden, das teilweise noch zu sehen ist. Der untere 6 cm breite Streifen ist aus Papier und wurde aufgeklebt. Er ist gegen das Gemälde nach oben mit dem typischen ocker farbigem Band getrennt. Auf dem Streifen steht: *George Link v. Danzig. Capt. Carl Gronmeyer s.*

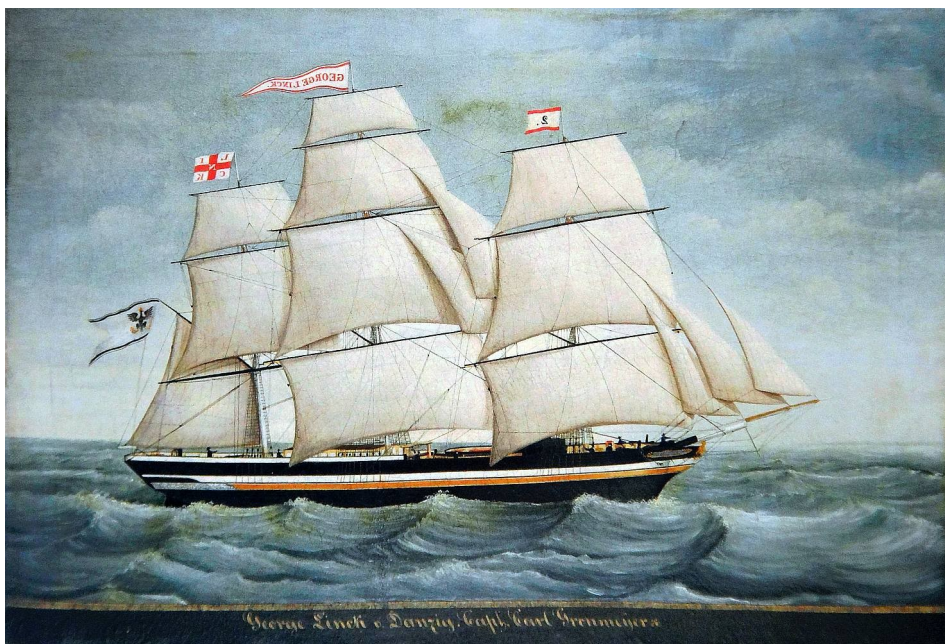
Der ungewöhnliche Streifen auf dem unteren Rand des Bildes lässt Veränderungen nach der Fertigstellung des Gemäldes vermuten, was zu folgenden Spekulationen Anlass gibt:

- Durch den Streifen soll etwas unsichtbar gemacht werden, das nach einem Übermalen wahrscheinlich durchgeschienen hätte.

- Auf dem Streifen stand die gegenwärtige Bezeichnung in anderer Weise schon einmal und wurde schwarz übermalt. Spuren auf dem Gemälde lassen erkennen, dass Korrekturen am Bild vorgenommen oder Teile übermalt wurden.

- Sowohl die gegenwärtige als auch die übermalte Beschriftung auf dem Streifen sind in der für *A. Lasczky* typischen nach links überhängenden Schreibschrift ausgeführt, also ganz offensichtlich auch dessen Werk.

- Vermutlich ist das Schiffsportait bereits für seinen ersten Kapitän *J. J. Petrowsky* gemalt worden. Dafür sprechen die Preußische Handels-Flagge am Besangaffel, die von 1823 bis 1863 geführt wurde und der Schiffstyp, eine Pink (Vollschiff), denn ab 1855 wird die **GEORGE LINK** im Register als Bark geführt. Umtakelungen waren üblich, wenn es sich als praktisch erwies.



GEORGE LINK, Danzig, Kennung **HFCR** ex No. 2

Das Original-Bild ist unter der Inventar Nr. 2009/902 im Besitz des Altonaer Museums in Hamburg. Die Beschreibung ist aus der Buchreihe „Das Schiffsportait“ in dem Band II auf S.237 entnommen.

In den Aufzeichnungen von *Johann Fornacon* (* 1910- † 1987) ist der Lebenslauf der Danziger Pink **GEORGE LINK** wie folgt beschrieben: Die Kiellegung fand am 28. Juni 1854 und der Stapellauf bereits am 25. Juli desselben Jahres auf der Werft von *Julius Wilhelm Klawitter* in Danzig statt. Vermessen wurde die neue Pink zu 472 Alte Preußische Normallasten zu je 4000 Pfund (~883 tdw / 662NRT). Eine Besatzung von 20 Mann (im Jahr 1858) dirigierte die Pink über die Meere. Bei der Ablösung der Nummernflaggen erhielt sie die Danziger Kennung **HFCR**. Wahrscheinlich schon Anfang November 1869 strandete sie bei Thisted, Dänemark, in der Jammerbucht am Skagerrak und ist wrack geworden. Bis zum 20. Januar 1870 war sie durch Strömungen 1,5 sm nordwestlich des Bulbjergs versetzt worden, konnte aber nicht mehr geborgen werden.

Auf der Internetseite des **British Newspaper Archive**'s kann Jedermann kostenfrei recherchieren, ob in deren gescannten britischen Zeitungen bestimmte Texte erfasst worden sind. Auf meine Anfrage mit dem Namen der Danziger Pink **GEORGE LINK** wurden für deren Laufzeit von 1854 bis 1870 insgesamt 155 Meldungen in England und eine in Irland gefunden. Davon waren 50 in Lloyd's List, 35 in Shipping and Mercantile Gazette, 23 in Puplic Leder and Daily Advertiser, in Newcastle Journal und 7 in Shields Daily Gazette und eine am 12. Dec. 1862 im Dublin Daily Express am: *This morning the full rigged ship George Linck armed in harbour, with timber, from Dantzig.* Die letzten 11 Meldungen zu der **GEORGE LINK** häufen sich zwischen dem 1. und 11. Nov. 1869 in der Shipping and Mercantile Gazette. Das lässt mich vermuten, dass diese Meldungen die Havarie der **GEORGE LINK** betreffen. Letzteres explizit zu erfahren würde allerdings eine 100€/anno Registrierung kosten. 1870 ließ der Reeder *George Link* aus Danzig erneut ein Vollschiff, das bereits 1868 auf der Werft bei *Julius Wilhelm Klawitter* aufgelegt war auf seinen Namen taufen. Es wurde 1888 auch zur Bark umgetakelt. Im Oktober 1899 ging sie auf See verloren und es wurde nie wieder etwas von ihr gemeldet.

Die Kapitäne der **GEORGE LINK** waren: *Johann Jacob Petrowsky*, Neufahrwasser, Olivaerstr. 16; *Carl Robert Gronmeyer*, Neufahrwasser, Olivaerstr. 76 und Cpt. *Droescher*.

Bekanntmachung in eigener Sache. Vorstand und Redaktion haben beschlossen die Internetpräsentation des Seeschiffs, die unter www.danziger-seeschiff.de/ zu erreichen war, zum 31. März 2020 vom Netz zu nehmen. Das Archiv steht z. Zt. unter <http://danzigerseeschiffer.de/> oder <http://epub.sub.uni-hamburg.de/epub/> zur freien Verfügung.



ALTES & NEUES AUS DANZIGWEIZEN, ÜBER DANZIG NACH KANADA

Der früheste Nachweis des Weizenanbaus in Westkanada ist mit der Ankunft der *Selkirk*-Siedler im Jahr 1812 verbunden. Diese Gruppe von Pionieren reiste mit Lord *Selkirk* aus Schottland an, um das ihm von der Hudson's Bay Company gewährte Territorium von 160.000 Quadratmeilen zu besiedeln. Die ersten 22 Siedlern kamen am 30. August 1812 in die Gegend, wo der Red River auf die Assiniboine, einen Indianerstamm trifft und pflanzten den Winterweizen, den sie aus Schottland mitgebracht hatten. Im Frühjahr 1813 pflanzten sie Sommerweizen gleichen Ursprungs. Im Herbst, die Siedler waren auf 100 angewachsen, brachte die erste Aussaat eine magere Ernte. In einem Brief vom 17. Juli an Lord *Selkirk*, der im Nationalarchiv in Ottawa aufbewahrt wird, schreibt *Miles MacDonell*: *Die Winterweizenernte war völlig unzureichend weil zu spät gepflanzt wurde. Dasselbe betraf die Sommerweizen-, Erbsen- und englischen Gerstenkulturen.* Auch die Ernte von 1814 schlug fehl. Jedoch die hartnäckigen Schotten gaben nicht auf und ihr dritter Anlauf, Weizen anzubauen, führte zu einer ausreichenden Ernte.

Die ersten beiden Missernten waren auf mangelnde Erfahrung der Siedler zurückzuführen, sie waren Fischer aus Schottland und keine Getreidebauern und hatten weder Pflug noch Egge. Sie bearbeiteten den Boden mit Hacken. Obwohl die ersten Getreideernten gescheitert waren, hatten sie 1813 und 1814 eine gute Kartoffel- und Rübenernte. Im Frühjahr 1815 pflanzten sie erneut Weizen und Gerste an, als die Siedler im Juni von den nordöstlichen Métis, den Nachfahren europäischer Pelzhändler aus Frankreich, England und Schottland mit Frauen indianischer Abstammung, angegriffen wurden, wurde alles zerstört, was sie aufgebaut hatten. Einige Familien flohen ostwärts an den Oberlauf des Sankt-Lorenz-Stroms, während 13 Haushalte den Jack River hinauf flohen, um sich in einem Gebiet nördlich des Lake Winnipeg namens Norway Hou-

se niederzulassen.

Einige Wochen nach der Vertreibung der Kolonisten traf eine Hilfsexpedition aus Montreal ein, von Lord *Selkirk* geschickt und von *Colin Robertson* geleitet. Die zerstreuten Kolonisten wurden in ihre Siedlung zurückgeführt. Die Felder waren nicht zerstört, die Pflanzen gediehen und es gab eine erfolgreiche Getreideernte.

1816 griffen die Métis erneut an und verursachten großen Schaden. Im nächsten Jahr gediehen die Pflanzen gut, aber ein Hurrikan zerstörte im Herbst alles.

1818 gab es eine gute Weizen-, Kartoffel-, Rüben- und Erbsenernte. Doch die Hoffnungen wurden zunichte gemacht, als Milliarden Heuschrecken den Himmel plötzlich verdunkelten und in den letzten Juliwochen alles verschlangen, was da wuchs, sogar die Blätter von den Bäumen. Die Siedler konnten die Landwirtschaft nicht fortzusetzen. Dieses Unglück war völlig unerwartet hereingebrochen. Die Leute starrten weinend in den Himmel. Die Heuschreckenplage von 1818 blieb nicht die einzige in der Geschichte der kanadischen Landwirtschaft. Sie wiederholte sich 1864 und 1867. 1818 zogen die Siedler nach Pembina und entkamen einer Hungerkatastrophe durch Büffeljagd.

Im Frühjahr 1819 kehrten die Siedler zurück und bepflanzten die Felder mit den verbliebenen Samenkörnern. Aus den im Vorjahr von den Heuschrecken gelegten Eiern tauchten jedoch neue auf, die alles zerstörten. An einigen Stellen war die Heuschreckenschicht auf dem Boden fünf Zentimeter stark. Die gesamte Vegetation wurde zerstört. Das Wasser in Flüssen war mit Milliarden von Heuschrecken verseucht. Im Frühjahr 1820 hatte man kein Saatgut mehr und die Siedler in *Selkirk* schickten einige Männer nach *Prairie du Chien* in Wisconsin am Mississippi, um dort Saatweizen zu kaufen. Nach dreimonatiger Wanderung, die mehrere hundert Meilen durch Schnee führte, kauften sie 250 Scheffel Weizen zu je 10 Schilling. Die Saat wurde mit einem Lastkahn den Mississippi bis zu dem Ort hinauf transportiert, an dem der Minnesota River mit dem Big Stone Lake und von dort mit dem Red River Valley verbunden ist. Die Siedler kamen mit der Saat im Juni an und säten sie sofort aus. Als die Pflanzen ausgewachsen waren, kamen erneut Heuschrecken und es schien, als würden die Schädlinge nun alles ein drittes Mal zerstören. Aus unbekanntem Grund jedoch kamen die Heuschrecken nicht zurück. Aufgrund der späten Aussaat reifte die gesamte Ernte nicht vollständig aus. Aber das Getreide war reif genug und es gab reichlich für die Aussaat im nächsten Jahr. Ab 1820 hatten die Siedler am Roten

Fluss keinen Mangel an Getreide, bis 1868 die Heuschrecken zurückkehrten und alles wieder zerstörten. Die Ernte von 1821 war schlecht. Es gab aber genug Getreide für die Aussaat im nächsten Frühjahr. Die Ankunft weiterer Auswanderer verschlimmerte die Nahrungsmittelknappheit. Darum gingen die Männer nach Pembina, um wieder Büffel zu jagen.

Der ganze Kontinent war noch sehr wild und rau. Das Land war verwildert, unkultiviert und von den frühen europäischen Siedlern nur schwer zu zähmen. Sie standen ständig Angriffen durch eine scheinbar feindselige Natur gegenüber, die mit einer endlosen Vielfalt mächtiger natürlicher Waffen, wie Schädlingen, Pflanzenkrankheiten, Rost, Schimmel, Fäulnis, Stürmen, Überschwemmungen und raschen Temperaturschwankungen bewaffnet war.

Aufzeichnungen über die angebauten Weizensorten oder die genauen Standorte der Felder fehlen. Erwähnt wird, dass Siedler den Saatweizen von England nach Kanada mitgebracht hatten. Aus den Aufzeichnungen geht hervor, dass jede Sorte bereits als *gut* angesehen wurde, wenn sie überhaupt einen Ertrag brachte. Es scheint in dieser Zeit keine guten Weizensorten zu geben, denn es gibt häufig Hinweise, dass nach besseren Sorten, wie nach einem äußerst wertvollen Gut gesucht wird.

Die Qualität des Sommerweizens war zu Beginn des 19. Jahrhunderts schlecht. Das kanadische Klima begünstigte selten den Anbau von Winterweizen, der zudem oft von Krankheiten befallen wurde, die einen Teil oder sogar die gesamte Ernte zerstörten. Es gab keine Weizensorten, die den Anforderungen der Vegetationsperiode im kanadischen Klima genügten. Außerdem fehlten in der Kolonie erfahrene Bauern. Sonst hätten die riesigen Territorien Kanadas schon früh immense Mengen an Getreide produziert und eine bedeutende Rolle in der Entwicklung seiner Wirtschaft gespielt.

Weizenernten, die Exporte ermöglicht hätten, waren für die Bauern als auch für die Regierung nur ein Traum. Dieser Traum sollte Jahrzehnte später mit dem Erscheinen des ukrainischen Weizens in Kanada erfüllt werden und begann 1842 auf einer kleinen Farm in Otonabee im Westen Kanadas als Vorbote einer wirtschaftlichen Entwicklung für die Neue Welt und schließlich auch für alle Weizen anbauenden Länder der ganzen Welt.

Der berühmte Weizen, der in Nordamerika als „Red Fife“ oder „Scotch Fife“ bekannt ist. "Red", weil das seine Farbe ist, wenn er vollreif ist. "Fife" nach *David Fife*, einem Bauern aus Ontario, der ihn 1842 als erster in Nordamerika auf seiner

Farm anbaute. Die Geschichte, wie der Weizen dort hinkam, hat Aspekte eines Mythos und einer Legende angenommen, die an verschiedenen Orten auf zwei Kontinenten spielte.

1860 hatte *J. W. Clarke*, ein Bauer aus Wisconsin, eine Rekordernte von Red Fife-Weizen mit einem Durchschnitt von 36 bushels (bu) pro Morgen - 35,2391 Liter per bu. Er war mit dieser Ernte so zufrieden, dass er einen Brief an die Zeitschrift *The Country Gentleman and Cultivator* schrieb, in dem er seinen Erfolg schilderte und diese neue Weizensorte allen Landwirten empfahl. Fast zufällig stellte *Clarke* den Entdecker dieses Weizens, *David Fife*, einen Bauern aus Otonabee vor.



David A. Fife

Wikipedia.com

Clarke's Brief, veröffentlicht in der Märzangabe 1861 des *The Canadian Agriculturist*, erregte offensichtlich Interesse in und an Kanada. Er erschien auch zusammen mit einem Brief von *George Esson*, einem Nachbarn von *David Fife*, in *The Country Gentleman and Cultivator*. Zum ersten Mal beschreibt *Essons*, wie der berühmte Weizen nach Kanada gekommen war und wie er selbst davon erfahren hatte. Sowohl er als auch *Fife* waren aus Tullyallen Parish, Kincardine, in Schottland nach Kanada gekommen. Er schreibt:

Um 1842 beschaffte sich Herr David Fife aus Otonabee, Kanada West, über einen Freund in Glasgow, Schottland, eine geringe Weizenmenge, die direkt von einer Lieferung aus Danzig abgenommen war. Kurz vor der Frühlingsaussaat wusste Fife nicht, ob es sich um Winter- oder Sommerweizen handelt. Fife beschloss, einen Teil im Frühjahr auszusäen und das Ergebnis abzuwarten. Es war Winterweizen, der aber nicht ausreifte. Ausgenommen drei Ähren, die anscheinend aus einem einzigen Korn wuchsen. Die Körner dieser drei Ähren wurden im darauf folgenden Jahr unter ungünstigen Umstän-

den, ziemlich spät und an einem schattigen Ort, ausgesät. Bei der Ernte erwies sich der Weizen als völlig gesund, während die gesamte Weizenernte in der Nachbarschaft vom Rost vernichtet worden war. Hieraus entstand die über Kanada und die nördlichen USA bekannte Weizensorte mit den Namen Fife, Scotch und Glasgow. Der Brief schließt: ... und wenn ich nicht nur den Entdecker, sondern auch die Umstände genau kenne, kann ich für die Richtigkeit der Aussage bürgen und erforderlichenfalls unanfechtbare Beweise vorlegen.

Dieser Brief stützt die Annahme, dass die Vorfahren des Red Fife ursprünglich irgendwo in Mittel- oder Osteuropa angebaut worden sein könnten. Bekannt ist, dass der Weizen ursprünglich von **Danzig** nach Glasgow verschifft und an *David Fife* in Ontario weitergeleitet wurde.

George Essons Brief an *The Country Gentleman and Cultivator* wurde damals kaum beachtet und geriet in Vergessenheit. Als die Sorte Red Fife dann im Laufe der Jahre an Bedeutung gewann, wurden noch verschiedene andere Geschichten erzählt. Zum Beispiel hier eine von 1883 aus *The Manitoba Daily Free Press*:

Der erste in Kanada gezüchtete Red Fife befand sich auf einer Farm, die einer Person namens Fyfe in Otonabee, Grafschaft Peterborough, gehörte. Mr. Fyfe hatte einen Schotten als Landarbeiter eingestellt. Als dessen Zeit bei Mr. Fyfe abließ entschied er sich, in seine Heimat zurückzukehren. Bei der Gelegenheit bat ihn Fyfe eine Mütze voll Getreide aus Glasgow zu schicken. Als nun ein Schiff aus dem Schwarzen Meer an einem der Docks Weizen ablad, nahm er eine kleine Menge und schickte sie bei der erstbesten Gelegenheit an Mr. Fyfe. Der Brief endet: Ich war schon oft auf der genannten Farm.

Hier ist noch eine Version aus Peterborough: *David Fife sandte nicht nach dem Samen. Ein Bekannter, der im Dock in Glasgow umherging, sah Männer, die Weizen ausluden. Er wusste, dass Fife nach Kanada ausgewandert war, und er hatte einen gemeinsamen Freund, der beabsichtigte, ebenfalls dahin auszuwandern. Da kam ihm der Gedanke, eine Probe des Weizens zu nehmen, der seiner Beobachtung nach sehr gut aussah, und sie an Fife zu senden. Er hatte nichts, in das er die Weizenkörner füllen konnte, aber im Futter seiner Mütze war ein Loch. Er öffnete das Futter am Loch, füllte eine handvoll Weizen ein und wickelte die Mütze in Papier. Fife erhielt den Samen und säte ihn aus. Alle Körner keimten, wurden aber bis auf fünf Ähren, die alle aus einer Wurzel kamen, vom Rost vernichtet. Zwei der Ähren wurden von Och-*

sen gefressen, drei Ähren blieben übrig. Die große Wahrscheinlichkeit ist, dass das einzelne Korn, aus dem die drei Ähren wuchsen, eine zufällige Hybride war. Buller zitiert C. C. James, der die Ochsenepisode mit der Frau von David Fife in Verbindung bringt: Frau Fife hat das Recht, an der Ehre ihres Mannes teilzuhaben, denn als sie entdeckte, dass die Kuh der Familie zufrieden eine Mahlzeit aus dem wachsenden Getreidebüschel zubereitete, war sie rechtzeitig da, um eine Portion davon zu retten, bevor es zu spät war. Abschließend bemerkt er, dass ein Foto von Mr. und Mrs. Fife aufgenommen wurde und in mehreren Zeitungen veröffentlicht werden sollte.

Otonabee liegt an der südlichsten Spitze von Peterborough County, mit dem Otonabee River im Westen, dem Rice Lake im Süden, Peterborough selbst im Norden und Hastings im Osten. Es wurde erstmals 1816 besiedelt.



Als die Familie *Fife* zu Beginn des vorletzten Jahrhunderts nach Kanada kam und nach Otonabee zog, um dort ihr zukünftiges Zuhause zu errichten, war es bereits Ackerland, das größtenteils der Krone gehörte. *Fifes* Farm befand sich etwa sieben Meilen östlich von Peterborough. Zu dieser Zeit wurde bereits eine als Sibirier bekannte Weizensorte lokal angebaut. Sie war in Kanada eingeführt worden in der Hoffnung, dass sie die strengen kanadischen Winter überlebt. Aber der sibirische Weizen wuchs nicht gut. Er lieferte wenig und war anfällig für den Rost. *David Fife* schrieb nach Glasgow und bat ihm Proben von gutem Saatweizen zu senden. Als die Saat in Kanada im Hafen von Smith's Creek (jetzt Port Hope) ankam, war es für die Frühlingsaussaat zu spät, sodass die Proben bis zum nächsten Frühjahr gelagert wurden.

Natürlich wurde in Glasgow kein Weizen angebaut. Wahrscheinlich war diese Sorte aus der Westukraine (Galizien) mit dem alten lokalen Namen *Halychanka* dorthin verschifft worden. Als Österreich sie anzubauen begann, hieß sie *Galizischer Kolben*. Bemühungen das Gebiet, aus dem das Saatgut stammt zu lokalisieren, waren nie erfolgreich. Die Herkunft des neuen Weizens wird als zufälliges Ereignis gese-

hen. Aus diesen kleinen Anfängen ging ein Weizen hervor, der sehr stark zum Wachstum Ontarios beigetragen und die Ernten für die Müller in ganz Kanada begehrenswert gemacht hat.

In historischen Aufzeichnungen und Zeitschriften Kanadas und der Vereinigten Staaten können zwischen 1842 und 1860 keine Informationen über die Entwicklung des Red Fife Weizens gefunden werden, obwohl er schon bald südlich der Grenze in den USA populär wurde. In den USA war "Red Fife" nie der gebräuchliche Name für diesen Weizen. Meistens hieß er einfach nur "Fife". Mit dem Anwachsen seiner Popularität bekam er verschiedene andere Namen. Züchter, die ihn verbesserten und verteilten, fügten ihre eigenen Namen hinzu. So wurde Red Fife auch als Bernard Fife, Herman Fife, MacKendry Fife, MacKissing Fife, Philsbury Fife, Wendon Fife, Wilcox Fife usw. bekannt. Die Amerikaner nannten diesen Weizen auch Canadian Fife, Fife, Saskatchewan Fife und Scotch Fife. Er existiert unter diesen Namen bis heute.

Wahrscheinlich sind alle Nachkommen der ukrainischen Sorte Halychanka, die in den alten Volksliedern als "lieber Sommerweizen" besungen wird. Er hat in der Ukraine eine lange Tradition und ist ein Symbol für Glück und Wohlstand. Diese Sorte, als Exportqualität eingestuft, wurde vor allem in der Westukraine, in Halychyna und Volyn angebaut.

Der Anbau des Weizens breitete sich in den Vereinigten Staaten sehr schnell aus. Kurz nach dem Erscheinen des Clark-Artikels im Jahr 1860 wurde Red Fife in Idaho, Illinois, Iowa, Maine, Massachusetts, Michigan, Minnesota, Missouri, Montana, Nebraska, New Hampshire, New York, Norddakota, Oklahoma, Pennsylvania, South-Dakota, Utah, Vermont und in Clarks, Wisconsin angebaut.

Nicht bekannt ist, wann Red Fife zum ersten Mal in Westkanada ausgesät wurde. Wir können davon ausgehen, dass 1876 bereits geringe Mengen in Manitoba angebaut wurden und in diesem Jahr 857 bushels Red Fife-Weizen von Manitoba nach Ontario zur Aussaat geschickt wurden. Die Bevölkerung des Red River betrug 1870 ca. 12.800 Einwohner. Das bebaute Land war noch sehr begrenzt. Es gab keine Läden, in denen Haushaltswaren verkauft wurden, die mussten entweder selbst hergestellt oder bei der Hudson's Bay Company bestellt werden. Es gab nur Farmen zwischen Upper- und Lower Fort Garry am Red River und am nördlichen Ufer des Assiniboine River.

Getreide wurde nur in einem Abstand von drei Kilometern zum Fluss angebaut. Die ersten Siedler, die Kanadas Prärieboden

erfolgreich bewirtschafteten, waren Menoniten, die 1875 aus der Ukraine in den südlichen Teil von Manitoba gezogen waren. Unter anderem brachten sie den als Weißrussisch bekannten Weizen mit, der später den Red Fife ersetzte.

Bis 1882 überstieg die Menge des in Manitoba geernteten Weizens kaum die lokale Nachfrage und das gesamte Getreide wurde zwischen den Mühlsteinen traditioneller wasserbetriebener Mühlen gemahlen. Diese Methode ergab ein besseres Mehl aus Winterweizen. Es war mit diesem Verfahren unmöglich, die Kleie von Sommerweizen zu trennen. Schon eine geringe Menge der Kleie färbten das Mehl dunkel ein. Obwohl die Qualität des Mehls vom Sommerweizen geringer war als die vom Winterweizen, konnte damit immer noch gutes Brot hergestellt werden. Das Brot war beliebt, auch wenn es eine dunklere Farbe hatte. Aufgrund der dunklen Farbe war der Preis für Sommerweizen jedoch niedriger.

1878 stellte eine neue Eisenbahnlinie eine direkte Verkehrsverbindung zwischen St. Paul und St. Boniface her. Kanadische Bauern und Getreidehändler waren sich sicher, dass es auch in Westkanada einen guten Weizenmarkt geben würde, als die Eisenbahn Verbindung durch die Prärien zu den pazifischen Häfen eröffneten.

Als Manitoba 1870 die fünfte Provinz des neuen Dominions wurde, begann der Zustrom von Siedlern aus dem Süden. Acht Jahre später kamen immer noch Einwanderer auf dem Landweg und dem Roten Fluss an. 1886 fuhr am Dominion Day der erste Zug nach Vancouver durch Winnipeg. *Das Zugpferd, die Canadian Pacific Railway No. 1, hat die Eisenbahnlinie eröffnet, die hunderte Millionen Scheffel Weizen in unsere Häfen bringen wird, um den weltweiten Bedarf an Brot zu decken.* Der Bau der CPR wurde aufgrund des Erfolgs von Red-Fife Weizen schnell geplant und ausgeführt. *Buller schreibt: Ein Weizenkorn ist eine so kleine Sache, und doch ist die Entwicklung Westkanadas so eng damit verbunden, dass es nicht zu viel zu sagen gibt, dass ohne Weizen die große und prosperierende Stadt Winnipeg mit ihren beeindruckenden Gebäuden und ihrem kosmopolitischen Leben viel langsamer wachsen würde ... Die Ingenieure der CPR haben alle Schwierigkeiten auf ihre Weise überwunden, weil sie Menschen mit Weitblick waren, die sich das goldene Korn unter der blauen Kuppel des Himmels vorstellen konnten, die auf ein Tischtuch aus fruchtbarem Grasland gelegt wurde ...*

Dieser Beitrag zur kanadischen Gesellschaft wurde teilweise durch den ukrainischen Halychanka-Weizen oder Red Fife,

wie er damals genannt wurde, ermöglicht. In *Bullers* Worten: *Die hohe Qualität des Weizens in den kanadischen Prärieprovinzen erlangte weltweite Bekanntheit. Kanada wurde als „Grain Elevator of the British Empire“ bekannt. Es ist in der ganzen Welt bekannt, wie Kanadas Getreidespeicher den Alliierten im Ersten Weltkrieg dienten.*

1882 importierte James Hartney eine Wagenladung Red Fife-Weizen nach Manitoba. Er säte ihn auf jungfräulichen Boden aus und bekam eine Rekordernte. Auf der Winnipeg Fair erhielt er den ersten Preis der CPR und der HBC für die 10 besten Scheffel Weizen. 1882 richtete die HBC auch eine Reihe von Versuchsfarmen entlang der Eisenbahnstrecke von Winnipeg nach Calgary ein. Mit dem Zug wurden Pferde, Pflüge und Arbeiter zu jeder Farm transportiert. Wo immer sie offenes Land oder potenzielle Felder entlang der Eisenbahnlinie fanden, wurden die Pflüge, Pferde und Arbeiter entladen und das Land gepflügt und ausgesät. Bis zum Herbst würde der Weizen gereift sein. HBC lieferte das Saatgut an die Siedler, die eine enorme Nachfrage dafür geschaffen hatten. Folglich stieg die Verfügbarkeit von Red Fife Saat in den Jahren 1882 und 1883 rapide an.

Darüber hinaus hatten 1883 die Firmen Traill, Maulson und Clark 10.000 bu Red Fife Weizen aus Minnesota nach Manitoba importiert. Um die Weizenerte zu erleichtern, erlaubte die Regierung den Farmen, Red Fife zollfrei nach Kanada zu importieren. CPR half den Bauern, indem sie den berühmten Weizen kostenlos transportierte. Das Ergebnis war, dass Red Fife nach 1882 alle anderen Sorten wie Club, Golden Drop und White Russian verdrängte. Red Fife wurde in Westkanada zur Standard-Weizensorte.

Die Manitoba Daily Free Press schrieb 1883: *Red Fife Wheat ist unschlagbar.*



DER HANDEL MIT WAID- UND POTTASCHE

Viele chemische Gewerbe des Mittelalters und der Neuzeit benötigten Alkalien, d.h. basisch reagierende Stoffe. Zu diesen Gewerben gehörten die Glasmacherei, Seifen- und Salpetersiederei, aber auch Zweige der Textilverarbeitung, wie Bleichereien und Wolltuchherstellung. Als Alkaliquellen dienten zum einen Natriumkarbonat (Na_2CO_3) in Form orientalischer Natursoda oder europäischer Pflanzensoda, zum anderen Kaliumkarbonat (K_2CO_3) aus Laubholzasche oder Weinhefen und ihren Veredlungsprodukten aus Waidasche und Pottasche. Während Pflanzensoda vor allem in West- und Südeuropa aus Strandpflanzen oder Meerestang gewonnen wurde, bildeten Waid- und Pottasche in den waldreichen Gebieten Mittel-, Ost- und Nordeuropas jahrhundertlang die Universalalkalien der gewerblich chemischen Produktion. Erst als mit Beginn des 19. Jh. synthetische Soda aufkam, verlor das Pflanzenalkali allmählich an Bedeutung. Laubholzasche, ein lockeres gelbbraunes bis schwarzgraues, leicht stäubendes Pulver mit 10 bis 25% K_2CO_3 , war für den Fernhandel ungeeignet. Sie wurde daher frühzeitig, wahrscheinlich bereits im 12. Jh. zu alkaliangereicherten, stückigen Produkten gebrannt, welche, fest in hölzerne Tonnen eingestampft (cineres clavellati), eine ein- bis zweijährige Lagerung ohne Feuchtigkeitsschaden überstehen konnten. Diese Produkte hießen Waidaschen nach ihrer Verwendung in der Waidfärberei. Charakteristisch für Waidasche war ihre blaugraue Farbe, herrührend von farbigen Manganverbindungen aus der Holzasche, sowie ihr hoher Mineralstoffanteil; der Alkaligehalt, berechnet als K_2CO_3 , betrug 25 bis 50%. Pottasche wurde in Deutschland frühestens im 14. Jh. hergestellt, und zwar durch Eindampfen von Aschelauge in eisernen Kesseln (niederdeutsch Pötte). Sie kam als weißes bis gelb-graues Produkt mit 50 bis 80% K_2CO_3 in den Handel. Zu den Waidaschen gehörten nach Herstellungstechnologie und Alkaligehalt auch die sog. polnischen und russischen Pottaschen, die im 16. bis 18. Jh. in Polen, Litauen, der Ukraine sowie in West- und Nordwestrußland gefertigt wurden. In Hafenzoll- und Akziseregistern des Ostseeraumes wurden sie häufig als echte (kalzinierte) Pottaschen geführt, eine Tatsache, die viel Verwirrung geschaffen hat. Hauptausfuhrhäfen für osteuropäische Alkaliprodukte waren **Danzig**, Königsberg und Riga. Außerdem kennen wir eine Reihe von weiteren Ostseestädten, aus denen Waid- und Pottasche auf dem Seeweg ausgeführt wurden. Ascheexporte über die Weißmeerroute aus Archangel wurden

erst in der 2. Hälfte des 17. Jh. bedeutungsvoll. Die Landausfuhr von Ascheprodukten aus Polen nach dem Westen über Posen und Krakau ist gegenüber dem Seehandel von zweitrangiger Bedeutung. Die Hauptexportrouten für Waid- und Pottasche gingen über die Ost- und Nordsee durch den Øresund in die Niederlande, nach England/Schottland sowie nach Frankreich. Besonders die Niederlande benötigten große Alkalimengen für ihre blühenden Textilgewerbe, die Seifen- und Glasfabrikation. Einige nordwestdeutsche Hafenstädte, wie Hamburg und vor allem Lübeck, traten als Zwischenhandelszentren für importierte Alkaliprodukte auf. Pottasche aus den nordamerikanischen Kolonien Englands spielte im 17. Jh. auf dem europäischen Alkalimarkt noch keine Rolle.

Die großen hansischen Alkaliexporthäfen richteten zur Qualitätskontrolle von Ascheprodukten schon frühzeitig besondere Institutionen ein: die Aschhöfe, die zweierlei Funktion hatten. Einmal waren sie Stapel- und Lagerplätze für alle aus den Brennereien der Umgebung oder des Hinterlandes zugeführte Asche. Lose angelieferte Waidasche wurde hier "gebunden", d.h. in hölzerne, mit Reifen (Bändern) versehene Tonnen gefüllt. Zum anderen wurde eine visuelle Qualitätskontrolle der Waren durchgeführt, die Brake (Wrake). Der Braker entnahm die Ascheproben durch Auseinanderbiegen der Dauben oder auch Öffnen einzelner Tonnen und Ausschütten des Inhalts. Die Qualitätsprüfung erstreckte sich vor allem auf die Reinheit der Ware (auf Verfälschung mit Sand und Feuchtigkeitsschäden), aber auch auf die Dicke der Faßdauben, die ein bestimmtes Taragewicht nicht überschreiten sollten.

Aschhof und Aschbrake sind in **Danzig** seit 1428, in Königsberg-Kneiphof vor 1450, in Riga seit 1452 nachweisbar, auch in den Hauptimporthäfen Westeuropas (so in Antwerpen und Amsterdam) gab es entsprechende Einrichtungen. Die Aschebrake brachte den Städten im allgemeinen regelmäßige Einnahmen an Brakgeld und Lagergebühren. In **Danzig** betrogen sie z.B. in den Jahren 1632 bis 1650 jährlich durchschnittlich 3.280 Mark preußisch, während der Rigaer Aschhof zeitweise ein Zuschußbetrieb war.

Nur einwandfreie Asche erhielt das Qualitätssiegel der städtischen Aschebrake. In **Danzig** war dies ein Brandstempel mit dem Danziger Stadtwappen, Krone und Doppelkreuz, auf den Waidaschtonnen (Pottasche wurde nur gewogen nicht gebrakt). Das Brakzeichen "Bärenklaue" stammt nach *Theodor Hirsch* ursprünglich aus dem Aschhof Königsberg-Kneiphof,

später galt es als allgemeines Gütesiegel für preußische oder polnische Asche, die bereits gebrakt in die Exporthäfen kam. "Spiegel" war ein Gütezeichen Rigas für die dort gebrakte Waidasche aus Litauen und Rußland. Die Form dieses Zeichens ist in ihrer Deutung strittig: ein "Hirschhorn" oder "Hand und Stern".

In Tonnen mit Brakasche verminderter Qualität wurden in **Danzig** zusätzlich vom Braker noch zwei Kerben mit dem Beil eingehauen; diese Tonnen erhielten einen Preisnachlass, Verboten war der Verkauf verfälschter oder verdorbener Ware. Solche Asche musste *auff den Hoff wie alters gebrechlichen, gehawen* werden, d.h., der Braker entleerte die Tonnen und vernichtete ihren Inhalt. Andernorts, so in Königsberg und Riga, scheint man solche Asche noch als "Braksbrak" zu stark herabgesetzten Preisen verkauft zu haben.

Welche Handelsqualitäten von Waid- und Pottasche gab es nun im 16. und 17. Jh.? Hierzu liegen leider nur spärliche Nachrichten vor. Auf dem Londoner Alkalimarkt wurden um die Mitte des 16. Jh. die Aschesorten "Bärenklau" und "Kron" (d.h. Danziger gekrönte Waidasche, siehe oben) gehandelt. Nach dem Meder'schen Handelsbuch war in Amsterdam um 1550 die Sorte "Bärenklau" die am höchsten bewertete: "... *bernklaw ist der best prant, so sie frisch kommen ist, mag die bernklaw zwey jar ligen, oder lenger*". Demgegenüber nennt ein Kurszettel der Amsterdamer Warenbörse aus dem Jahre 1669 alle drei Waidasche-Spitzenqualitäten "Kroon", "Beerenklau" und "Spiegels"; Kronasche brachte den höchsten Verkaufserlös.

Angaben wie "Asche Kleinband", "Mittelband", "Großband", "Bierband", "Prinzenband", "Auerochsenband" u.a. beziehen sich primär nicht auf Aschesorten, sondern sind Größenbezeichnungen für Aschetonnen. Sie werden durch das (oder den) "Band" gekennzeichnet: Das sind die hölzernen Reifen, welche die Dauben zusammenhielten. Als Tonnenband ("Zehnband") ist auch die Rigaer "Boll"- oder "Bullenasche" aufzufassen: "Cinis decem ligaminum auf boll dictus".

Pottasche wurde im allgemeinen nach der Herkunft unterschieden, so z.B. in **Danziger**, Königsberger, Rigaer oder "Muschovise" (Moskauer, d.h. russische, in Wirklichkeit also Waidasche). Daneben stellte man in Russland noch eine minderwertige "Pottasche"-Sorte "smolcug" her, über deren Eigenschaften aber nichts bekannt ist.

Waidasche wurde im 16. und 17. Jh. in "Last" zu 12 Tonnen gehandelt, Pottasche (echte und "unechte", d.h. polnische oder

russische Waidasche) in Fässern von 2 bis 4 Schiffpfund Gewicht. Will man die tatsächlichen Alkaliexportmengen des Ostseeraumes im metrischen Maß berechnen, benötigt man Angaben über das Tonnenvolumen, die Schüttgewichte der Ascheprodukte sowie das Taragewicht der Tonnen bzw. Fässer.

"Normaltonne" für die osteuropäische Waidasche sollte im 15. Jh. in Preußen die Thorner Tonne werden. Wahrscheinlich spielte sie auch noch im 16. Jh. im Aschehandel eine maßgebliche Rolle, bis dann im 17. Jh. die starke Differenzierung der Aschetonnen einsetzte. In diesem Zeitraum scheint die Tonnengröße "Gemeinband" ("Mittelband") die Normalgröße gewesen zu sein, mit Abweichungen im Füllvolumen nach unten ("Kleinband") oder oben ("Bierband", "Großband").

Leider ist das Volumen der Thorner Aschetonne nicht überliefert. Wir müssen daher zu Analogieschlüssen greifen und annehmen, dass - ähnlich wie die hansische Salztonne für Siedesalz - auch die Aschetonnen der Hansestädte Thorn (Toruh) und **Danzig** einheitlich auf eine Füllmenge von 1 Schiffpfund netto (20 Liespfund) normiert waren. Im 16. Jh. fasste das Danziger Schiffpfund 320 Danziger Pfund zu je 435,6 g, also 139,4 kg. Auch die Kopenhagener, Hamburger, Lübecker und Rostocker Schiffpfunde lagen in der gleichen Größenordnung (136 bis 139 kg). Zu diesem Nettogewicht kommt die Masse des eichenen Tonnenholzes, die ursprünglich zu 20 bis 25% der Füllmenge (4 bis 5 Liespfund), im 16. Jh. aber zu 2,5 bis 3 Liespfund gerechnet wurde. Ein Schiffpfund brutto, vergleichbar dem "Pfund schwer" (Schiffpfund zur Fuhre) des Landspeditionshandels, entsprach in Lübeck somit ca. 153 bis 157, in **Danzig** 157 bis 160 kg.

Deutlich schwerer als die obengenannten Gewichtsmaße waren das altpreußische (Königsberger) Schiffpfund (330 Königsberger Pfund zu je 467,7 g 154,3 kg), die ostbaltischen Schiffpfunde (Riga 167,3 kg, Reval/Tallinn/ 172,5 kg), das schwedische "skeppund viktualievikt" (Lebensmittelgewicht) mit 170,0 kg und das russische Schiffpfund (1 Berkovec = 10 Pud = 400 russische Pfund zu je 409,5 g = 163,8 kg). Während der Berkovec mit Sicherheit ein Nettomaß war, ist bei den übrigen Maßeinheiten nicht klar, ob es sich um Brutto- oder Nettogewichte handelt. Daher lässt sich die These von Kleinenberg, der beim Landhandel mit russischen Erzeugnissen die Größenabnahme der Maßeinheiten mit zunehmender Entfernung des Marktes vom Herstellungsort der Ware annimmt, nicht ohne weitere gründliche Prüfung auf den Ost-West Seehandel

mit Alkaliprodukten übertragen.

Wir werden keinen großen Fehler begehen, wenn wir, die Obergewichte der preußisch-baltisch-schwedischen Schiffpfunde in Rechnung stellend, das Füllgewicht der Normal-Waidaschetonnen des Ostseeraumes im Mittel zu 140 kg annehmen.

Von den eingangs genannten drei Ascheausfuhrhäfen war **Danzig** der bedeutendste; über diese Stadt gingen im 16. Jh. zeitweise mehr als die Hälfte der osteuropäischen Aschelieferungen nach dem Westen. **Danzig** erhielt nach Anschluß an Polen 1457 von König Kasimir II. das Privileg der zollfreien Zufuhr von Asche aus Polen, Litauen und Rußland und übte de facto das Niederlagsrecht für Waldwaren aus, ungeachtet des älteren Thorner Stapels, der für Kaufmannswaren teilweise noch bis zum Jahr 1537 bestand.

Hauptweg für die polnisch-russischen Aschetransporte nach **Danzig** war die Weichsel mit ihren Nebenflüssen (Bug, Narew, Wieprz, San). Der Umfang der Flußtransporte wird aus den Zollregistern von Leslau deutlich, die im Zeitraum 1537 bis 1576 eine jährliche Durchfuhrquote von durchschnittlich 2.600 Last (Waid-) Asche verzeichneten. Jedoch erstreckte sich der Einzugsbereich des **Danziger** Aschemarktes im Osten bis in das Herzogtum Preußen, bis nach Litauen und Belorußland, im Südosten bis in die Ukraine (Podolien); die dortige Asche musste auf dem Landweg an die nächstgelegene Wasserstraße befördert werden, z.T. bis nach Kazimierz an der Weichsel.

Die Ascheausfuhren aus **Danzig** in den Jahren 1530, 1583, 1634 und 1691 sind aus den erhaltenen Pfahlkammerbüchern bekannt. Die Aschezufuhr nach **Danzig** dürfte aber wesentlich höher gewesen sein, besonders im 17. Jh., da die Stadt, um 1650 bereits größtes Gewerbezentrum Polens, einen erheblichen Alkalieigenbedarf hatte.

Für die **Danziger** Aschekaufleute, die überwiegend als Zwischenhändler zwischen den überseeischen Käufern (meist Niederländern) und den einheimischen Verkäufern (polnisch-litauischen Magnaten, Faktoren der Krongüter) auftraten, war der Aschehandel ein gewinnbringendes Geschäft mit hoher Profitrate. Zu dem Geldprofit als Differenz zwischen Selbstkostenpreis der Ware und Verkaufserlös trat noch ein Naturalprofit aus dem metrologischen Faktor (Veränderlichkeit der Maßeinheiten im Landhandel zu Lasten des Produzenten).

Königsberg war der Hauptexporthafen des Herzogtums Preußens, z.T. auch Litauens und des südlich angrenzenden Polens (Masowien). Die Stadt beanspruchte auf-

grund mehrerer ihr von den Hochmeistern des Deutschen Ordens bzw. den preußischen Herzögen verliehenen Privilegien die Niederlage für alle aus Preußen, zumindest aus seinem nördlichen Teil, stammenden Waldwaren.

Die Königsberger Alkaliexporte, ermittelt von *Horst Kempas*, sind aus den städtischen Pfundzollregistern, zeitweise (so in den 30er Jahren des 17. Jh.) von gleicher Größenordnung wie die Danziger Ausfuhrziffern; in späteren Jahren übertrafen sie jene sogar. Man beachte auch die allmähliche Ablösung der Waid- durch "Pottasche", bei welcher es sich allerdings teilweise um polnische Waidasche handeln dürfte.

Riga vermittelte Ascheexporte aus Mittel- und Südlivland (entsprechend der heutigen Lettland), ferner aus Nordlitauen und Belorußland. Exportquoten sind für den Zeitraum 1581 bis 1621, in dem sich Riga im Verband des polnisch-litauischen Staates befand, aus den Verzeichnissen des Portoriums, für die Zeit der Zugehörigkeit zu Schweden aus Hafen- und Seezollregistern (Portorium und Lizent) zugänglich.

Zu den kleineren Alkaliexporthäfen der südlichen Ostseeküste zählten Stettin für pommersche Waid- bzw. Pottasche sowie schlesische Sinterasche, die auf der Oder zugeführt wurde, Kolberg, Elbing, Reval, Pernau, Nerve und Turku.

Relativ unsicher sind bis heute die Alkaliexportziffern aus schwedischen Städten (neben Stockholm vor allem südschwedische Häfen wie Karlshamn, Karlskrona und Halmstad). Das liegt einmal daran, daß schwedische Schiffe bei der Durchfahrt durch den Øresund vom Sundzoll befreit waren und somit keine Warenlisten für den schwedischen Ost-West-Handel vorliegen; zum andern warten noch eine Reihe schwedischer Hafenzollregister auf Auswertung.

Die Ascheexporte auf der Weißmeerroute (zunächst aus St. Nikolai, später auch aus Archangel) begannen, nachdem 1555 die Engländer und 1572 die Niederländer Privilegien für den Rußlandhandel erlangt hatten. "Pottasche" (d.h. russische Waidasche) war anfangs wahrscheinlich kein ständiges Handelsobjekt, da der Transport aus dem Landesinnern zu teuer kam. Ihre Ausfuhr war nur dann rentabel, wenn die Aschepreise in den westeuropäischen Verbrauchszentren (besonders Amsterdam) hoch lagen; sonst wurde die Ostseeroute (Reval, Narva) bevorzugt. 42 Gegen Ende des 17. Jh. erreichte der Ascheexport über Archangel einen erheblichen Umfang.

Quelle: *Rolf Gelius*, Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte, JWG 1985/3

VON MEEREN UND AUS HÄFEN



Der Stahlhof in London um 1540

WO KEINE KARRIERE, DA KEIN KARRIERIST

Fehlende Aufstiegsmöglichkeiten können in Organisationen sinnvoll sein. Das lehrt das erstmals auf Deutsch erschienene Werk des Soziologen *Norbert Elias* - am Beispiel von Karriere-Strukturen auf vor-modernen Kriegsschiffen.

12.02.2016, von *André Kieserling*

Warum nur gehen die schönen Mädchen so gerne mit unscheinbaren Freundinnen aus? Warum umgibt der charismatische Politiker sich bevorzugt mit bürokratischen Langweilern? Und warum schätzt der Chef den Ratschlag der Sekretärin, wo er doch auch bei Kollegen nachfragen könnte, die ihm nach Ausbildung, Berufserfahrung und Dienstrang nicht nachstehen? Doch offenbar deshalb, weil man in keinem dieser drei Fälle mit ernsthafter Konkurrenz rechnen muss und es darum sehr leicht findet, Vertrauen zu schenken - und zu verdienen.

Niemand muss Soziologe sein, um auf diese Antwort zu kommen. Wohl aber scheint es nur Soziologen zu gelingen, sie gelegentlich zu vergessen. Und zwar tun sie dies mit besonderer Vorliebe dann, wenn sie bei der Untersuchung von Organisationen auf irgendein Aufstiegshindernis stoßen, für das es keine streng sachliche Begründung gibt.

So hat sich der amerikanische Soziologe *Randall Collins* einmal darüber sehr gewundert, dass es der Chefsekretärin offensichtlich nicht möglich ist, sich um die Stelle ihres Vorgesetzten zu bewerben, obwohl sie, nach einigen Jahren in seiner unmittelbaren Nähe, die Amtsgeschäfte doch ebenso gut führen könne. Die Frage, welches Motiv der Chef haben könnte, auch eine mögliche Rivalin in jene Nähe gelangen zu lassen, fällt dem Konfliktforscher nicht ein.

Viel zu schnell nimmt er daher an, dass die künstliche Mobilitätsbarriere nur den privaten Interessen derjenigen diene, die dadurch begünstigt werden. Rein von der Organisation her gesehen, so *Collins* und mit ihm auch viele andere, die dieser „Theorie der sozialen Schließung“ anhängen,

könnte man die Barriere jederzeit aufheben.

Wie wenig dies zutrifft, das zeigt ein lange verloren geglaubtes Buchfragment von *Norbert Elias* (1897 bis 1990), das man nun wenige Jahre nach der Publikation des englischen Originaltextes erstmals auf Deutsch lesen kann. Sein Thema sind die vormodernen Karrierestrukturen auf den Kriegsschiffen der drei Seemächte England, Spanien und Frankreich.

In allen drei Fällen gab es einerseits die Seeleute, die aus einfachen Verhältnissen stammten, und andererseits die Adeligen, die es als ihr natürliches Vorrecht ansahen, das Kriegsschiff zu kommandieren. Offiziell wurden die strategischen Entscheidungen daher von Leuten getroffen, die bestenfalls über Erfahrung mit Landkriegen verfügten, und die wirklich Berufserfahrenen waren ihnen ohne Aufstiegsmöglichkeit untergeordnet. Die Gründe für diese sachfremde Ordnung lagen nicht zuletzt darin, dass der Adelige es tief unter seiner Würde fand, das Handwerk des Seemanns zu erlernen - und - sich bei dieser Gelegenheit womöglich mit ihnen gemein zu machen.

Das Aufstiegshindernis für die Seeleute führte aber nicht nur dazu, dass die Kriegsschiffe durch nautisch Ahnungslose geleitet wurden. Es erleichterte auch die richtige Arbeitsteilung in der dadurch entstandenen Situation. Immobil, wie sie nun einmal waren, hatten die Seeleute kein Motiv, ihr überlegenes Wissen eifersüchtig zu hüten. Sie konnten es vielmehr auch den Neulingen an der Spitze jederzeit mitteilen, ohne sich dadurch zu schaden. Umgekehrt konnten die Adeligen diesen Rat immer erneut annehmen, ohne damit die Überlegenheit eines möglichen Gegners anzuerkennen.

Wie *Elias* zeigt, gab es diese Erleichterungen einer vertrauensvollen Zusammenarbeit nur in Frankreich und Spanien. In England, auf das die Darstellung sich konzentriert, war diese Lösung aber verbaut. Denn immer wieder hatten die Regenten des Landes sich darum bemüht, Aufstiegsmöglichkeiten für Personen einfacher Herkunft zu schaffen. Wie *Elias* betont, geschah dies nicht nur aus Respekt vor dem Leistungsprinzip, sondern auch, um den Adel der Konkurrenz durch eine zweite Gruppe auszusetzen und ihn dadurch in seinem Verhältnis zur Krone zu schwächen.

Auch wenn die Aussicht auf solche Karrieren den Tod des Monarchen oft nicht überstand, hatte sie die englischen Seeleute doch früh dazu erzogen, sich als mögliche Konkurrenten der „Gentlemen“ zu sehen. Entsprechend gering war ihre Bereitschaft, sie willig zu unterstützen. Konflik-

te zwischen den beiden Gruppen waren an der Tagesordnung, und nicht selten endeten sie gewaltsam.

Elias erläutert dies an den dramatischen Umständen, unter denen der Weltumsegler *Sir Francis Drake*, selbst ein bis zur höchsten Kommandogewalt aufgestiegener Seemann, seinen adeligen Rivalen hinrichten ließ.

Die offene Konkurrenz unter den Gruppen schnitt den Adeligen also den Zugang zu der Erfahrung ab, über welche die Seeleute verfügten. Der Ausweg aus diesem Dilemma bestand nach *Elias* darin, die Adeligen in eine eigene Ausbildung zu zwingen, in der sie die Kenntnisse der Seefahrer erlernen konnten, ohne sich durch Gleichstellung mit ihnen entehrt zu finden. Spätestens seit dem achtzehnten Jahrhundert waren sie daher in der Lage, die Schiffe auch ohne Unterstützung von unten zu leiten. Die unbeabsichtigte Nebenfolge der Konkurrenz bestand also in einer Professionalisierung des Marineoffiziers.

Norbert Elias, Seeleute und Gentlemen (hrsg. von *Hermann Korte*), Wiesbaden 2015.

Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/...>



Photo: Echo24 © Offermann

BOING! Und schon wieder voll gegen einen Hauptmast getörnt. Klar - kann auch mal passieren. Der Grund: Smombies an Board, also die *Smartphone-Zombies*. Doch wie es scheint, ist kurzfristig noch eine Steigerung mit der Gestensteuerung des Smartphones zu erwarten:

DAS 'TOURETTE-SYNDROM' WIRD HOFFÄHIG!

Rannten die kurzsichtigen Mädels bisher mit dem *Smartphone* nur stillvergnügt vor Laternen und Beschilderung, so wedeln sie demnächst dabei auch noch mit ihren Extremitäten im Luftraum umher, wie nach einem Essen aus berausenden Fliegen- und Meskalinpilzen.

... schöne neue Welt.

SEEFÄHRERS ZEITLOSER MORDSSPASS



DIE LUST AUF EINE GEMEINSAME WELT

z. B. eine europäische Grenzenlosigkeit.

Staatsgrenzen sind Realität und für die meisten von uns etwas Selbstverständliches und Notwendiges. Aber wie normal sind Grenzen wirklich? Offensichtlich ist die Schizophrenie normal:

Ist der Bürger zu Hause, will er die Grenzen seines Staates geschützt und schärfstens kontrolliert wissen. Begibt er sich auf Reisen, sollen sie für ihn aber durchlässig und unsichtbar sein. Er will sie freizügig passieren können, aber die Fremden sollen da aufgehalten und zurückgewiesen werden. Er genießt das Andere an den Zielorten seiner Reisen, zu Hause aber fühlt er sich durch das Fremde bedroht. Euphorisch begrüßt er den plötzlichen Fall der Berliner Mauer. Er will aber, dass seine Konkurrenz „drüben“ bleibt, für ein Schnäppchen jedoch „hinüber“ fährt. Als freier Bürger kennt er seine „universalen Menschenrechte“, die die Anderen aber als ihr nationales Recht verteidigen.

Historisch allerdings sind die gegenwärtigen politischen Grenzen alles andere als normal. Das System der politischen Grenzen, die heute mehrheitlich als normal angesehen und wieder errichtet und verteidigt werden, ist jedoch historisch gesehen die Ausnahme und wird in absehbarer Zeit wahrscheinlich auch nur als kurzer Sonderfall gesehen werden.

Die sogenannten vier Freiheiten, die Personenfreizügigkeit sowie die Freizügigkeit für Waren, Dienstleistungen und Kapital sind die größte Errungenschaft des europäischen Einigungsprojekts nach dem II. Weltkrieg. Aber ein Novum in der europäischen Geschichte sind sie nicht, sondern bloß ein Schritt zur Wiederherstellung historischer Normalität. Grenzenlosigkeit gab es in Europa die längste Zeit, vom Mittelalter bis weit ins 19. Jahrhundert hinein.

Selbst in den Zeiten der deutschen Kleinstaaterei gab es in der Regel Zollgrenzen, aber keine Reisegrenzen. In seinem Stück „Leonce und Lena“ machte sich *Georg Büchner* darüber lustig, wie viele Grenzen man in deutschen Landen bei einem

Nachmittagsspaziergang, ohne es zu merken überqueren konnte.

Im Mittelalter wanderte der deutsche Reichstag und versammelte die deutschen Kurfürsten in verschiedenen europäischen Städten von Luxemburg bis Prag, die heute nicht unbedingt innerhalb der Grenzen der Bundesrepublik liegen. Die Studenten zogen im Mittelalter ihren Lehrern von Rotterdam bis Bologna hinterher. Allenfalls Kultur-, Küchen-, Sprach-, Religions- oder geografische Grenzen, nicht aber nationale Grenzen waren in Europa wichtig und augenfällig. Die kulturellen Grenzen trennten nicht; im Gegenteil, sie verbanden Europa.

Selbst topografische Grenzen, Flüsse oder Berge, trennten Kulturräume nicht: Die Basken leben südlich und nördlich der Pyrenäen; die Tiroler südlich und nördlich des Brenners. Der Rhein entwickelte sich nie zur nationalen Grenze Frankreichs. Sprach- und Religionen teilten und teilen Deutschland, ohne je politische Grenzen zu werden. Auf Schienen konnte man über Hunderte von Kilometern grenzenlos vom Habsburger Herzland durch Böhmen und Mähren nach Galizien fahren.

Vor 1914 brauchte man kein Visum, um mit der Droschke von Paris nach Moskau zu reisen und dabei in Berlin die Pferde zu wechseln, schrieb *Stefan Zweig*. Man musste kein Geld wechseln, weder die Gulden noch die Taler, oder wäre gar ins „europäische Ausland“ gereist, wenn man die Postkutsche von Wien nach Lemberg nahm und zwischendurch in Budapest halt machte. „Ausland“, so schrieb *Heinrich Mann*, „war vor 1914 bloß eine Redensart.“ Man konnte ohne Visum von Moskau in die Sommerfrische nach Baden-Baden oder Nizza reisen; oder von Berlin an die Kurische Nehrung. Oder auch von Belgrad nach Sofia.

Und für Alle, die heute ihren Pass für etwas völlig Normales und Notwendiges halten: Das, was wir heute unter einem Pass verstehen, gibt es erst seit dem 21. 10. 1920. Damals definierte der Völkerbund, wie ein „Passport“ ausgestattet sein soll, um von den Staaten der Welt als Reise- und Grenzübertretsdokument anerkannt zu werden. Interessant und leider fast vergessen ist die Präambel, die der Völkerbund der Definition des international anerkannten Passes voranstellte, nämlich dass die Einführung des Passes nur eine vorläufige Gültigkeit habe, bis zum *complete return to pre-war conditions which the conference hopes to see gradually reestablished in the near future*.

Die heutige grenzenlose „Schengen-Zone“ als historische Einmaligkeit, als geradezu revolutionäre Errungenschaft der jüngeren europäischen Integrationsge-

schichte zu sehen, ist irreführend. Im Gegenteil: Die Erinnerung daran, dass jahrhundertlang europäische Grenzenlosigkeit selbstverständliche Normalität war, ist wichtig, um überhaupt diskutieren zu können, was dieser europäische Raum heute sein soll, nämlich was er immer schon war: ein Palimpsest aus Grenzen! Ähnlich den antiken oder mittelalterlichen Schriftstücken von denen der ursprüngliche Text abgeschabt oder -gewaschen und die neu beschriftet sind. Die Grenzen aber sind keine, sondern weisen lediglich Kulturräume aus, die mit ihrer Vielfalt den gemeinsamen kulturellen europäischen Raum bilden. Sich daran zu erinnern, ist wichtig, um diskutieren zu können, wie dieser europäische Raum mit der Flüchtlingsfrage umgehen kann und sollte.

Würden die Europäer ihre europäische Geschichte kennen und nicht bloß das, was sie für normal halten, dann hätten sie selbstverständlich folgenden Wunsch: den jahrhundertlangen historischen Normalzustand von Grenzenlosigkeit in Europa wieder zu errichten, der erst durch die beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert blutig zerstört wurde. Genau davon aber entfernt sich die EU heute in rasantem Schritt, und zwar nicht erst seit der sogenannten Flüchtlingskrise, die zum Anlass genommen wird, wieder an das finsterste Kapitel der Geschichte der europäischen Neuzeit durch Grenzkontrollen, Grenzsperrern, gar durch den Bau von Zäunen und Mauern innerhalb Europas anzuschließen. Tatsächlich ist im europäischen Diskurs die Ambition verloren gegangen, Europa wieder zu europäisieren und die Nationalstaaterei zu überwinden. Das hat viele Gründe:

Die gegenwärtigen politischen Eliten sind zu jung, um die Gründungsabsicht des europäischen Projekts noch mitbekommen zu haben, aber sie sind auch schon zu alt, um sich etwas anderes vorstellen zu können, als das Gewohnte, die nationalen Systeme in denen sie ihre Karrieren gemacht haben. Irgendwie wissen sie, dass ein vollständiges Scheitern der Union zu schwerem ökonomischem Schaden für ihre jeweiligen Nationalökonomien führen wird. Bei allem anderen aber müsse man bei Bedarf wieder Abstriche machen können. Und was sie bestimmt wissen, ist, dass sie nur auf nationaler Basis gewählt wurden und werden. Sie hegen deshalb die Fiktion nationaler Interessen, um die Zustimmung der Wähler zu ihren Ämtern zu gewinnen, und nicht unbedingt zum europäischen Projekt.

So viel Europa wie möglich, so viel Nationalstaat wie nötig, so eröffnete der niederländische Vizepräsident der EU-Kommission *Frans Timmermans* zu Beginn des

Jahres die niederländische Ratspräsidentschaft. Das spricht für wenig Ehrgeiz bei der nationalen Grenzüberwindung, oder gar vom Fernziel einer Auflösung nationaler Grenzen, von dem die Gründerväter der EWG, *Jean Monnet* oder *Walter Hallstein*, geträumt hatten.

Weil keine europäische Lösung zum Umgang mit den Flüchtlingen in Sicht ist, weder zur Verteilung, noch zur Sicherung der Außengrenzen, und auch keine gemeinsame, kohärente europäische Außenpolitik besteht, scheint die Flucht in den nationalen Rückzug angesagt. Rückzug ist de facto aber nur den Staaten ohne EU-Außengrenze möglich. Griechenland, Italien und die Länder auf der Balkanroute haben z. B. keine Wahl. Sie werden von Flüchtlingen überschwemmt, denn solange die EU keinen Stacheldraht auf ihren Mittelmeerstränden verlegt oder Flüchtlingsboote mit Waffengewalt abwehrt, wird seine Küste nach Süden ungeschützt sein. Übrigens, das Mittelmeer ist als *mare nostrum* kulturgeschichtlich das europäische Meer schlechthin und die EU will sich auf keinen Fall von dessen Handelsrouten trennen. Die Frage ist, wie man damit umgeht, wenn die EU offene Grenzen für seinen Handel, aber nicht für Menschen will. Die stattgefundenen und weiter zu erwartenden Grenzsicherungen innerhalb der EU behindern den Lkw-Verkehr, damit Wirtschaft, Produktion, Handel, Konsum und letztlich unseren Lebensstandard. Die geschlossenen Grenzen werden sich buchhalterisch auf Heller und Pfennig als Verlust beziffern lassen. Das Just-in-time-Management und eine knappe Lagerhaltung ist nur sinnvoll, wenn Lkws ohne Wartezeit an Grenzzäunen verkehren. Eine Grenze, einerseits offen für Lkws, andererseits geschlossen für Flüchtlinge kann es nicht geben. Der EU bleibt realistisch nur die Öffnung, sie wird ihren Raum und die Welt mit den anderen, die nach Europa drängen teilen müssen.

60 Millionen Menschen sind z. Zt. weltweit vor Krieg, Hunger und Misere auf der Flucht. Die USA, Australien oder Kanada wollen aber jeweils nur 10.000 Flüchtlingen pro Jahr Asyl geben und haben damit de facto die Genfer Flüchtlingskonvention aufgekündigt, nach der die Staatenwelt gemeinsam jedem Flüchtling einen Anspruch auf Asyl gewähren. Asyl- und Bürgerrechte werden sich in Zukunft immer mehr aneinander annähern. Aus Bürgerrechten ergeben sich soziale Anspruchsrechte; aus dem Asylrecht Grundrechte auf Aufnahme und Versorgung. Wie kann dieser Prozess friedlich und für alle gerecht gestaltet werden?

Die Psychoanalytikerin *Luce Irigaray* prägte den Begriff „Welt teilen“ als Fort-

schreibung des Kant'schen „Weltbürgerrechts“: Alle Menschen, *gleich geboren*, haben das gleiche Recht und dürften prinzipiell überall auf der Welt leben. In Zukunft müssten darum exterritoriale Demokratie organisiert werden und die Anerkennung der Menschenrechte nicht von einer bestimmten „Staatsbürgerschaft“ abhängig sein. Das Privileg auf territoriale Staatlichkeit, reserviert innerhalb staatlicher Grenzen, Grund und Boden für die eigenen Staatsbürger (und Millionäre, die sich einkaufen) wird auch für den europäischen Raum nicht durchzuhalten sein. Es geht um das globale Recht auf Heimat und Teilhabe aller an der globalen Allmende jenseits von Staaten. Jeder Mensch hat in Zukunft das Recht, nationale Grenzen zu durchschreiten und sich niederlassen können, wo er will. Die globalisierte Welt funktioniert bereits als ein durchlässiges und grenzenlos vernetztes System, unbehindert von nationalen Grenzen für Pipelines, Breitband, den Highspeed-Handel der Finanzmärkte bis zu den Supply-Chains der Warenprodukte, außer für Menschen. Es gilt vielschichtige globale Vernetzung politisch auszugestalten, anstatt nationale Reviere abzustecken, die sich mit der Kant'schen Logik nicht begründen lassen. Europäisch hieße künftig die Auflösung der Grenze für nebeneinander existierende Lebensentwürfe und -modelle. Ein solches Nebeneinander wäre indes ein Konzept, das nicht auf Integration, sondern zunächst auf Segregation (Trennung) beruht. Warum nicht ein Neu-Kundus, so wie ein Little Italy oder Chinatown? Segregation, lehrt uns die Soziologie, ist eine Form von Toleranz. Vor diesem Hintergrund und mit den Erfahrungen, die gegenwärtig gemacht werden müssen wir uns die Frage stellen, ob die auf Integration ausgerichtete Flüchtlingspolitik der EU, die das Risiko großer gesellschaftlicher Unruhe in Europa birgt, die richtige Strategie ist.

Wie haben es europäische Migranten gemacht, die während der Hungersnöte und politischen Krisen im 18. und 19. Jahrhundert in Massen in die Neue Welt ausgewandert sind, die Iren, Italiener, Balten und Deutschen? Sie haben ihre Städte neu gebaut. Überall in Amerika gibt es Städtenamen wie New Hannover, New Hampshire, New Hamburg und so weiter. Die Italiener haben mit Little-Italy in New York ein ganzes Stadtviertel okkupiert. Damals hat niemand die Idee verfolgt, Familien zu trennen, in verschiedene Unterkünfte einzuquartieren oder über Familiennachzug zu feilschen. Niemand bekam einen Asylbewerberstatus oder staatliches Geld. Keiner wurde zu einem Sprachkurs geschickt oder zu einer „Lei(t)d)kultur“

bekehrt. Die europäischen Flüchtlinge sind in ihrer neuen Heimat angekommen und haben dort ihre alte Heimat nachgebaut. Daraus können wir lernen. Wie wäre es, den Flüchtlingen in Europa Bauland zuzuweisen, benachbart zu den europäischen Städten, aber in einem Abstand, der die Andersartigkeit wahrt. Damit würde ein Nebeneinander verschiedener Lebensentwürfe und -modelle möglich.

Europa ist groß und demnächst auch leer genug, um Platz für einige Dutzend Städte für die Neuen auszuweisen. Wir stressen uns nicht mit Integration. Wir pferchen die Flüchtlinge nicht in unsere, teilweise morbiden Vororte oder in unsere, oft zersiedelten und verödeten Landschaften ein. Wir konzentrieren sie nicht in Heimen. Wir verzichten auf die Integration. Wir respektieren Andersartigkeit und lassen die Neuankömmlinge in ihrer Andersartigkeit allein.

Die Neuen müssen sich dann um sich selbst kümmern, entsprechend ihrer Kulturen, Küchen, Musik und ihrer gesellschaftlichen Strukturen. Sie bauen in Europa ihre Städte selbst auf, ihre Plätze, ihre Schulen, ihre Theater, ihre Krankenhäuser, ihre Radiostationen und ihre Zeitungen. Die syrischen Ärztinnen sind wieder Ärztinnen, auch ohne eine deutsche Approbation vorzuweisen, die kurdischen Lehrer sind wieder Lehrer, die Rechtsanwältinnen Rechtsanwältinnen, die Bäcker Bäcker und so weiter. Dabei gilt für alle ausschließlich das Recht der EU, der gemeinsame gleiche Rechtszustand für alte EU-Bürger und für die Neuen. Statt Leitkultur gleiche Bürgerrechte für alle.

Europa stellt als Starthilfe das Bauland, frei zur Gestaltung durch die Neuen, an Infrastruktur, Energie, ICT und Transport angebunden. Das Geld, das jetzt für Integrations- und Sprachkurse, für Zäune und Grenzschutz, für Sicherheitsmaßnahmen oder Polizei ausgegeben wird, gibt Europa den Flüchtlingen als Starthilfe. Beim Städtebau hilft Europa, unterstützt durch den UNHCR, mit Behelfsbehausungen, genau solchen Wohncontainern, die auch jetzt schon bereitgestellt werden.

Im Laufe der Zeit werden sich die Bewohner der verschiedenen Städte auf natürliche Art und Weise vermischen. Drei Generationen später, so lange dauert es meistens, haben die Kindeskinde der ersten Generation der Neuen die Sprache der neuen Heimat gelernt, einfach weil es praktischer ist. Weitere hundert Jahre später erinnert, ähnlich wie in New Hannover oder Paris in Texas, oder Vienna in Virginia, in den USA heute nur noch der Stadtname daran, dass die Stadtgründer einst aus einer anderen Welt kamen.

Quelle: *Ulrike Guérot, Robert Menasse*

HINEINGESTOLPERT -

so beim Browsen (engl. für mehr oder weniger, also bei mir wohl eher für weniger gezielt nach etwas im Internet suchen). Was ich gerade gesucht habe, ist mir entfallen. Ich glaube es ging um ein Bild vom Aschhof in Danzig oder einer Brake, um das Layout des oben stehenden Artikels über den Handel mit Waid- und Pottasche von *Rolf Gelius* visuell etwas aufzulockern. Die Suche nach einem entsprechenden Bild fiel negativ aus und ist in diesem Moment sowieso zu Ende. Ich las:



375 Seiten als PDF-Datei von books.google.de zum herunterzuladen. Und seit dem ist der Satz dieser Ausgabe des Seeschiffs mal wieder bis auf weiteres unterbrochen. Ja, in dieser Willkür der Stadt Danzig aus dem Jahr 1761 ist auch zum Aschhof diverses definitiv angeordnet, aber viel interessanter für mich ist, was da „Von See-Händeln und der Schiffahrt“ im vierten Kapitel in zehn Abschnitten mit 123 Artikeln auf insgesamt 47 Seiten im Jahr 1761 beschlossen worden ist. Die Überschriften der Abschnitte lauten:

1. Von den Schiffen und derselben Bau-Berechtigkeit.
2. Von Kauf und Verkauf derer Schiffe.
3. Von See-Documenten.
4. Von den Schiff-Rheedern und derselben Verbindlichkeiten.
5. Von Schiffern und derselben Obliegenheiten.
6. Vom Schiffs-Volk.
7. Von Verfrachtung der Schiffe und Lösung der Güter.
8. Von der Bordmercy.
9. Von Savnercy.
10. Von Assuranzen.

Meinen Kameraden möchte ich einige ausgewählte Kostproben aus der Willkür der Stadt Danzig, die die Seefahrt betreffen, nicht vorenthalten:

Absch.1/Artic.2

An welchen Orten und Plätzen alhier Schiffe gebaut werden mögen.

Neue Schiffe und alles, was von Schiffen zur Verbauung auf den Stapel gesetzt wird, sollen nirgend anders als auf der Lastadie, Brabank, Kempe und auf dem Wall beym braunen Roß aufgesetzt, gebauet und gezimmert werden; es wäre denn, daß an nur gedachten Orten kein Platz mehr übrig wäre, in welchem Fall zu Beförderung des Baues auch andere bequeme Oerter und Stellen, wann dieserwegen bey Em. Raht gebührende Ansuchung geschehen würden angemessen werden können. Sollte es auch gebühren, daß etwa solche große Schiffe zu bauen vorkämen, die wegen Untiefe der Mottlau nicht in der Stadt gebauet werden könnten, so sollen alsdann nach bey Em. Raht geschehenen Ansuchen auch außerhalb der Stadt an der Weichsel die erforderlichen Plätze zum Bau solcher Schiffe angewiesen werden. Niemanden aber soll es frey stehen, bey den Brücken oder vor und zwischen den Speichern dergleichen neue oder andere Haupt-Baue vorzunehmen.

Absch.5/Artic.1

Wer Schiffe, so alhier zu Hause gehören, führen mag.

Es soll Niemand ein Schiff, welches alhier zu Hause gehöret, als Schiffer führen, noch sodann ein Part im Schiffe haben können, es sey denn ein Bürger dieser Stadt: Jedoch wird es den Schiffs-Freunden oder Rheedern frey stehen, einen Schiffer, welcherley Nation er auch seyn möchte, so wie es ihnen am besten zuträglich ist, wenn er nur vorgängig das Bürgerrecht bei dieser Stadt gewonnen, auf ihre Schiffe anzunehmen, auch alsdann demselben Parte in dem Schiff genießen zu lassen, so lange sämtliche Ordnungen hierin nichts anders zu verfügen vorrahtsam ansehen werden.

Absch. 5/Artic.4

Was für Qualitäten einem Schiffer beywohnen müssen.

Es soll Niemand für einen Schiffer angenommen werden, der nicht vorgängig die Steuermanns-Kunst aus dem Grunde erlernet, und des Compasses, der See und der Fahr-Wasser kundig, auch das Schiff führen, zu steuern, zu laden und zu lossen, anby das Volk anzuführen fähig sey, und dasselbe wohl zu regieren wisse, hienächst einige Jahre zur See, und wenigstens zwey Jahre lang vor Steuermann ge-

fahren habe. Würde sich Jemand davor ausgeben und überwiesen werden, das er nicht davor stehen könne, so soll er, nach Befinden der Sache, zur gebührenden Strafe gezogen werden. Uebrigens soll ein Schiffer treu, redlich, vigilant, nüchtern und mäßig sich verhalten, das Volk in einer gemäßigten Strenge regieren und verhüten, daß es in Ansehung seiner Schuldigkeit nicht vergehe.*

* vigilant: wachsam

Absch.5/Artc.17

Wenn ein Schiffer das Schiff verkaufte und entwiche.

Würde ein Schiffer so vermessen seyn, mit seinem ihm anvertrauten Schiffe in einen fremden Hafen segeln, Schiff und Gut all da verkaufen, sich davon machen, und es also den Eigern entwenden, so soll er, falls man ihn habhaft würde, deshalb am Leben gestrafet werden.

Absch.5/Artic.19:

Wie sich die Schiffer zu verhalten haben, wenn ihnen ein Frey-Beuter an Boord käme.

Begäbe es sich, daß Frey-Beuter in der See sind, und einer derselben näherte sich dem Schiffe, um dasselbe zu nehmen, der Schiffer aber mit seinem Volke wären nächst göttlicher Hülfe im Stande sich derselben zu erwehren, wozu das Volk zwar willig, der Schiffer aber nicht fechten wollte, und das Schiff würde darüber genommen, so soll ein solcher Schiffer nicht nur unfähig seyn, jemalen ein Schiff zu führen, sondern auch sonst nach Verdienst gestrafet werden.

Absch.6/Artc.20

Wenn Schiffe auf der Rheede liegen, soll sich auf denselben kein Weibs-Volk finden lassen.

Wenn Schiffe, so aus hiesigen Hafen herausgegangen, oder auch hier angekommene Schiffe auf der Rheede liegen, soll bey nachdrücklicher Strafe sich kein Weibs-Volk unter irg einem Prätert unterstehen, es sey von der Münde, von Brösen oder von einem anderen Orte, an dergleichen Schiff zu fahren noch auch durch das Schiffs-Volk dahin geführt werden, und sollen die Rheedefahrer hierauf fleißige sich Acht zu schlagen haben. Würde dem aber zuwider Jemand sich erdreusten, Weibs-Volk an ein Schiff zu führen, und selbiges von den Rheedefahrern all da betroffen würde, so soll diese Macht haben, solch Weibs-Volk, wie auch diejenigen, so dasselbe dahin gebracht, vom Schiffe ab und in die Festung in die Haft zu bringen.*

* Prätert: Vorwand, Beschönigung
Bedeutung der Fremdworte wurden nachgeschlagen in: Dr. F. E. Petri, Gedrängtes Handbuch der Fremdwörter, Leipzig 1852



Capt. Spiro V. Bennis Dec. 24, 1837-Jan. 26, 1916

NACHTRAG FÜR EINEN HELDEN

Bei einem einwöchigen Aufenthalt im sommerlich extrem heißen Manhattan im Juni letzten Jahres, nutzte ich die Gelegenheit, in die klimatisierte öffentliche Bücherei an der Kreuzung W 42nd St und 5th Ave zu schlüpfen, um etwas abzukühlen und bei der Gelegenheit in den digitalisierten Zeitungs-Archiven ein wenig zu stöbern. Die Suche mit dem Namen der Bark CAROLINE-SUSANNE (DANZIGER-SEESCHIFF Nr.22) offenbarte, dass das einen erwähnenswerten Zeitungsbericht vom 25. März 1889 zu der Danziger Bark in The Washington Post nachzureichen gibt:

A Watch from Emperor William.

Presented to Capt. Bennis for Rescuing a Ship's Crew.

New York, March 24. - A gold watch bearing the likeness and monogram of Emperor William, of Germany, was received by Collector Magone yesterday, to be awarded to Capt. Spiro V. Bennis, formerly of the Ward Line steamship NIAGARA, by the Emperor for bravery in the rescue of the shipwrecked crew of the German bark CAROLINE SUSANNE.

Capt. Bennis took the crew of the CAROLINE SUSANNE from the sinking vessel during the violent hurricane off the coast of Florida August 25, 1885. The crew was landed at Havana. Count von Arco-Vally, the German Minister at Washington, in a letter transmitted to Secretary Blaine with the watch states that the late presentation of the watch is owing to the fact that the Emperor has only recently been acquainted with the details of the rescue.

The watch was immediately forwarded to Collector Magone, who will formally present it to Capt. Bennis retired from active service on the sea recently because of ill health. He is at present superintending

the building of two Ward Line steamships at the shipyard of John Reach's Sons of the Delaware River.

Übersetzung:

EINE UHR VON KAISER WILHELM*.

Überreicht an Kapitän Bennis anlässlich der Rettung einer Schiffsbesatzung.

New York, 24. März. - Eine goldene Uhr mit dem Abbild und Monogramm Kaiser Wilhelms von Deutschland wurde gestern dem Collector Magone für Capt. Spiro V. Bennis, ehemals NIAGARA, einem Dampfer der Ward Line, für Tapferkeit bei der Rettung der Schiffbrüchigen der deutschen Bark CAROLINE SUSANNE übergeben.

Kapitän Bennis holte die Besatzung der CAROLINE SUSANNE während eines heftigen Hurrikans vor der Küste Floridas am 25. August 1885 von dem sinkenden Schiff. Die Besatzung ging in Havanna an Land. Graf von Arco-Vally, der deutsche Botschafter in Washington, teilte in einem Brief an Sekretär Blaine mit, dass die späte Übergabe der Uhr durch die Tatsache begründet ist, dass der Kaiser erst vor kurzem mit den Einzelheiten der Rettung bekannt gemacht geworden sei.

Die Uhr wurde sofort an Collector Magone weitergeleitet, der sie Kapitän Bennis, der sich vor kurzem aus gesundheitlichen Gründen aus dem aktiven Dienst auf dem Meer zurückgezogen hat, offiziell überreichen wird. Derzeit beaufsichtigt er den Bau von zwei Ward Line-Dampfschiffen auf der Werft von John Reachs Sons of the Delaware River.

Als ich meiner Enkelin den Zeitungartikel zeigte, fragte sie: ... *und wo ist die Uhr nun?* - Nun, eine weitere Spur zu der Uhr konnte ich im Internet nicht finden, aber eine von unserem Helden Capt. Spiro V. Bennis. Von ihm zeugt noch sein Haus in Maine an der Frenchman Bay oberhalb der US1 mit Blick nach Süden auf den Atlantik hinaus.



Nach seinem Dienst in der Marine während des Bürgerkriegs wurde der junge Marinekapitän Spiro Bennis ehrenvoll aus der Marine entlassen und in den Dienst der Ward Line überstellt, wo er nach Sullivan in Maine geschickt wurde. In Sullivan überwachte er den Bau der Brigg

HAVANNA, die er dann auf seinen Reisen nach Westindien befehligte. Während seines Aufenthalts in Sullivan lernte dieser dekorierte Kriegsveteran Elizabeth Hannah Simpson kennen, die seine Frau werden sollte. Lizzie, wie Elizabeth von Familie und Freunden genannt wurde, diente im amerikanischen Bürgerkrieg (1861 - 1865) als Krankenschwester und war eine direkte Nachkomme der Gründerfamilie von Sullivan, Maine. Lizzie war die Tochter von Paul Simpson und Hannah Sullivan. Hannah Sullivans Eltern waren Daniel Sullivan und Abigail Bean. Daniel war ein Held des Unabhängigkeitskrieges (1775 - 1783) und der Namensgeber der Stadt Sullivan.

Kapitän Bennis und seine Frau bauten ein großes Haus mit Blick auf die Frenchman Bay, wo sie ihre Kinder großzogen und Freunde und Verwandte über viele Jahre empfangen konnten. Seit seinem Bau im Jahr 1875 ist das Captain Bennis House ein Wahrzeichen der Stadt und seit Generationen ein geschätztes Zuhause der Familie Bennis/Simpson.

Selten ist ein Zuhause mit so viel Geschichte, ursprünglichen Ereignissen und mehr als 140 Jahren liebevoller Betreuung durch dieselbe Familie zu finden. Das Captain Bennis House ist mit seinen charakteristischen historischen Merkmalen einzigartig. Heute ist es ein, mit modernen Annehmlichkeiten kombiniertes B&B.

Captain Spiro V. Bennis war Veteran der Bürgerkriegsmarine und Seekapitän, der im Bürgerkrieg als amtierender Kapitän der USS-ANTONA, der USS-AROSTOOK und der USS-STOCKDALE diente, die alle hauptsächlich in Mobile Bay, Alabama, operierten. Er nahm an der Fish River-Expedition, Alabama, von 1865 teil. Danach war er Kapitän der New York & Cuba Mail Steamship Co., SS-NIAGARA, bevor die von der US-Marine zum Dienst im Spanisch-Amerikanischen Krieg angefordert wurde. Im August 1885 rettete Kapitän Bennis die Besatzung der deutschen Bark CAROLINE-SUSANNE während eines heftigen Sturms vor der Küste Floridas. Kaiser Wilhelm verlieh ihm eine goldene Uhr für seinen heldenhaften Dienst. Danach wurde er beauftragt, zwei Dampfschiffe für die Ward Line in Delaware zu bauen. Die NY & CSC war eine Tochtergesellschaft der Ward Line, deren Betrieb von 1840 bis 1954 bestand. Captain Spiro V. Bennis starb 1892 in Kalifornien.

* Kaiser Wilhelm II (Regent 1888-1918)

Quellen: <https://captainbennishouse.weebly.com/bennis-family.html>
<https://www.nytimes.com/1889/03/24/archives/a-watch-from-emperor-william.html>



H.W. Sörensen, Die Welle

Trauer um unseren Kameraden

Liebe Frau *Tritscher*, liebe Familie und Angehörige, liebe Freunde von *Horst Tritscher*, ein letzter Gottesdienst heute mit *Horst Tritscher*. Ein letzter Abschied, ihm zu Ehren und zum liebevollen Gedenken. Mit Respekt und Würde tun wir dies. Nicht etwa weil wir meinen, irgendetwas stünde in unserer Macht, sondern allein aus der Hoffnung unseres Glaubens heraus, tun wir dies. Im Glauben daran, dass nun alles Leid ein Ende hat, dass *Horst Tritscher* nun seinen ewigen Frieden gefunden hat. Er hat sein Leben vollendet und wir sind traurig, wir spüren an dieser Stelle wieder einmal erneut, wie vergänglich alle Dinge sind, wie sterblich auch unser Leben ist, wie „abschiedlich“ doch alle Dinge sind. Der Tod gehört zum Leben dazu, das sagen wir immer so leicht daher, - aber wie schwer tun wir uns mit ihm, wenn er denn wirklich kommt. Wir sind traurig darüber, dass das Leben von *Horst Tritscher* nun zu Ende ist.

Aber es soll doch bei aller Trauer auch die Dankbarkeit hindurchklingen. Wir wollen dankbar sein für dieses ganz besondere Leben von *Horst Tritscher*, ihrem Ehemann, ihrem Vater, Großvater und Freund. *Horst Tritscher* ist in seinem 89. Lebensjahr gestorben. Ein langes und reiches Leben, auf das wir hier und heute noch einmal in Freundschaft und Verbundenheit zurückblicken wollen. Um doch so vielleicht ein wenig Trost zu gewinnen, und aus der Trauer heraus, noch einmal die Fülle des Lebens zu entdecken. Denn das Leben ist ein Geschenk Gottes an uns. Er schenkt es und er nimmt es wieder. Und es steht bei uns, was wir daraus machen. Wie wir unsere Zeit füllen, für uns selbst und mit anderen - aus der Freiheit dieses Lebens heraus. Ich habe *Horst Tritscher* nicht persönlich gekannt. Und so ist das Bild, was ich hier zeichne, auch nur ein bescheidenes Fragment, ein Bruchstück. Unser Leben bleibt immer fragmentarisch und unvollkommen. Und deshalb bitte ich Sie, liebe Trauergemeinde, dass sie ihre Bilder und Erinnerungen, die Sie mit *Horst Tritscher* verbinden und in sich tragen, zu diesem Fragment hinzufügen mögen. Auf das es ein Ganzes werde. Völlig ganz wird es eh nur bei Gott.

Lebenslauf:

Horst Siegmund Tritscher wurde geboren in dem Danziger Stadtteil Langfuhr, am 10. März 1927. Sein Elternhaus stand genau an der Stelle, wo heute das Europa-Stadion steht - ich glaube, man nennt es auch das Gelbe Stadion. *Horst Tritscher* hatte noch zwei jüngere Geschwister, Schwester *Margitta* und Bruder *Siegfried*, der jedoch schon verstorben ist. Der Vater war Handwerker, von Beruf gelernter Schlosser.

Im Stadtteil Langfuhr wuchs *Horst Tritscher* auf, eingeschult wurde er aber in die damalige Volksschule Danzig. Er besuchte dort schließlich auch die Realschule, die er im Kriegsjahr 1943 beendete. Der Krieg fiel in seine Jahre als Jugendlicher, das wird ihn geprägt haben, mehr als wir uns das vielleicht vorstellen.

Nach der Schule begann er zunächst eine kaufmännische Lehre bei einer Landwirtschaftlichen Großhandelsgesellschaft, parallel dazu dann - wie so viele Jungen seiner Generation - Luftwaffenhelfer, zwischendurch beim Reichsarbeitsdienst, und Notdienstverpflichteter, - und wieder Lehrling. Im August 1944 wurde er dann eingezogen zum Wehrdienst, gerade einmal 17 Jahre alt.

Ende des Jahres geriet er schon in englische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst im Advent 1948 zurückkehrte. Vier verlorene oder besser gestohlene Jahre. Ein Trauma für diese Generation. Sein Vater war schon seit 1939 Soldat geworden und ebenfalls in Kriegsgefangenschaft geraten. Ein Gutes hatte es, *Horst Tritscher* lernte in dieser Zeit gut Englisch zu sprechen, er legte sogar ein Diplom als Dolmetscher ab. Zwischendurch schickte er Kaffee nach Barsbüttel, wo seine Familie nach der Flucht aus dem Osten mittlerweile bei dem Bauern *Graumann* Unterschlupf gefunden hatte.

1953 konnte die Familie dann endlich ein Haus in der Flüchtlingsiedlung Barsbüttel bauen, im Königsberger Weg 14, seither war das die neue Heimat. *Horst Tritscher* hat seine wirkliche Heimat jedoch nie vergessen, sie immer im Herzen gehabt. In Hamburg beendete er erst einmal seine Berufsausbildung bei einem Schiffsmakler. Dann ging er schon bald zum Finanzamt Hamburg, legte eine Verwaltungsfachausbildung ab und hat sich dann dort über all die Jahre bewährt und hochgearbeitet. Bis zu seinem Ruhestand ist er dort treu und pflichtbewusst als Betriebsprüfer tätig gewesen. Was sich für uns vielleicht vordergründig als trockene Materie anmutet, das war für *Horst Tritscher* doch genau das Richtige. In seiner Arbeit - wie auch in seinem Leben - stand über allem der Mensch. Und so sah er es auch,

mit dem Spruch von *Wilhelm von Humboldt*, den Sie, liebe Trauerfamilie, über die Traueranzeige gesetzt haben:

„Im Grunde sind es doch die Verbindungen mit den Menschen, welche dem Leben seinen Wert geben.“

In den 50er Jahren hatte *Horst Tritscher* geheiratet, aus der Ehe mit Ehefrau *Gerda*, die schon ein Kind hatte, ging dann 1958 Sohn *Thomas* hervor, Sie, lieber Herr *Tritscher*. Die Ehe wurde dann bald wieder geschieden. Als *Horst Tritscher* dann 1960 den Schiffsausrüster *Heinrich G. Homeier* prüfen musste, lernten Sie beide sich kennen, liebe Frau *Tritscher*, denn sie waren damals in dem Betrieb in der Buchhaltung tätig. Wo die Liebe hinfällt! 1961 haben Sie beide sich das Ja-Wort gegeben.

Sie zogen dann in eine Wohnung nach Hohenhorst, in den Zehlendorfer Weg, - Sohn *Thomas* kam mit. Ein Jahr später, 1962, kam dann Ihre Tochter *Sabine* zur Welt, gefolgt von Tochter *Sonja*, 1969. Aber zwischendurch stand der Umzug an. Der Vater von *Horst Tritscher* war 1964 gestorben, und so war die Familie 1967 in das Elternhaus am Königsberger Weg 14, - zusammen mit der Mutter unter einem Dach. Das war alles andere als leicht. Auf engem Raum, mehrere Generationen miteinander.

Horst Tritscher liebte seinen Beruf, und besonders den Umgang mit Menschen. Er kam leicht mit anderen in Kontakt, konnte sehr gut Brücken bauen und kommunizieren. Das war eine „tragende Säule“ seines Lebens, - so haben Sie es ausgedrückt, lieber Herr *Tritscher* - das für und mit anderen. Zeitlebens hat er Beziehungen, Kontakte und Freundschaften gepflegt. Die andere Säule aber war die Familie, auch hier das gelebte Miteinander, das entsprach schon seinem starken Bedürfnis nach Harmonie.

Immer auf Ausgleich bedacht, manchmal aber wohl auch ein bisschen zu harmonisch, wo vielleicht auch klare und deutliche Töne angebracht gewesen wären. Bis zum Ruhestand 1992 hat *Horst Tritscher* als Betriebsprüfer gearbeitet. Sie liebe Frau *Tritscher* haben mit der Eheschließung aufgehört, berufstätig zu sein. Sie waren fortan nur für die Familie da. Die Kinder werden größer und flügge, Sohn *Thomas* war Ende der 70er ausgezogen, studierte Jura, die beiden Töchter *Sabine* und *Sonja* sind dann in den 80er Jahren ausgezogen. Tochter *Sabine* wurde Schiffsfahrtskauffrau, Tochter *Sonja* studierte Kulturwissenschaften. Und dann kamen bald schon die Enkelkinder, insgesamt 6 an der Zahl. Auch mit den Enkeln verband *Horst Tritscher* eine innige Beziehung. So blieb das Haus immer lebendig.

Sie beide, liebe Frau *Tritscher*, haben gemeinsam viele Reisen unternommen. Seit den 70ern waren Sie - da noch mit den Kindern - immer auf der Insel Amrum. Bei der Familie *Schau*, gegenüber dem Geschäft meines Vaters, haben sie immer gewohnt - und ich glaube, wir sind uns damals bestimmt unbewusst über den Weg gelaufen. Aber es gab noch mehr Stationen: Sie beiden waren in Holland, Dänemark, Italien und Ägypten. Haben Ausflüge mit dem Siedlerbund gemacht. Nebenher betrieb Ihr Mann und Vater intensive Familienforschung. Vielleicht schuf das in ihm eine familiäre und menschliche Identität, eine Vergewisserung von Heimat. Genealogie war sein Hobby. Dafür korrespondierte, reiste und recherchierte er weit über Deutschland hin. Überhaupt blieb er immer sehr seiner Heimat verbunden. Er liebte Danzig und das Danziger Land. Mehrfach hat er die alten Stätten seiner Heimat besucht.

Nie war er richtig krank, ein Krankenhaus hatte er nie von innen gesehen. Vor 1½ Jahren dann, im April 2014, bekam er einen Darmverschluss durch einen nicht erkannten Darmkrebs. Er hat das nur durch eine Not-Operation überlebt. Und das verdankte er buchstäblich seinem Freund *Hermann*, der ihn regelrecht ins Krankenhaus geschleppt hatte. Anfangs sah es noch gut aus. *Horst Tritscher* bekam eine Chemo, aber der Krebs ging weiter, er hatte sich schon zuief eingezeichnet. *Horst Tritscher* wurde mit der Zeit immer schwächer. Aber er blieb optimistisch, hat nie gejammert, nie geklagt, obwohl er doch sehr gelitten hat. Und er hat weiterhin am Leben teilgenommen.

Am 22. September dieses Jahres kam er wieder ins Krankenhaus, weil er schlecht Luft bekam. Es war eine Lungenentzündung, die doch letztlich nicht mehr in den Griff zu bekommen war. Knapp eine Woche blieb er im Krankenhaus Wandsbek, war immer noch optimistisch, auch das zu überstehen. Mit Antibiotika versuchte man noch einen letzten Erfolg. Und dann war es doch absehbar. Sie alle, liebe Trauerfamilie, waren viel bei ihm, haben sich abgewechselt und ihn begleitet. Er bekam dann zum Schluss Morphium, wollte das so gern durchstehen, und glaubte fest daran. Er wurde noch einmal wach. Und dann am Montag, den 28. September, ist Horst Tritscher um 3:25 Uhr in der Frühe eingeschlafen, in Ihrem Beisein. Er hat selbst im Sterben die Augen geschlossen, ist heimgegangen wie wir auch sagen und sein Leben vollendet im 89. Lebensjahr.

Horst Tritscher war ein grundoptimistischer Mensch, pflichtbewusst, ordentlich, versehen mit den klassisch preußischen Tugenden, Er war genau, großzügig, offen

und interessiert anderen gegenüber. Ein wahrer Leutemensch. Statussymbole, Reconnmee, materieller Besitz, das war ihm nicht wichtig - das Innere zählte vielmehr. Der Zusammenhalt untereinander. Dass immer jemand da war im Haus. Das fand er gut! Und die Kinder waren ihm das Wichtigste. Das brauchte Zeit. Er hat sie alle sehr lieb gehabt, auch wenn er das vielleicht nicht immer so deutlich aussprechen und zeigen konnte. Die Konfrontation mochte er überhaupt nicht, das ging schon mal auf Kosten der Klarheit und Eindeutigkeit. Aber wir Menschen sind nun einmal auch schattiert, mit Ecken und Kanten. Dafür war er nie nachtragend, den Kindern ließ er ein gutes Maß an Freiheit, immer interessiert, den jungen Menschen gegenüber sehr aufgeschlossen. Er liebte es, Geschichten zu erzählen, war ein liebevoller Großvater. Bis ins hohe Alter traf er sich mit Kollegen, schrieb sich bis zuletzt mit Freunden, verfasste Artikel für die Zeitung des Danziger Schiffervereins.

Ein weites kommunikatives Netzwerk belebte er mit Energie, darin investierte er seine Kraft. Daraus lebte er auch. Wer Beziehung will, muss sie pflegen. Das hat er getan! Immer hatte er einen passenden Spruch auf Lager. Geschichtsinteressiert, politisch - wohl eher konservativ - mit deutlichem Werteverständnis. Ein belesener und gebildeter Mensch, voller Herzengüte, lebensbejahend, vorausschauend und mit vielen Talenten begabt.

Horst Tritscher hat Sie alle reich beschenkt mit seinem Leben. Und er hat seine deutlichen liebevollen Spuren hinterlassen bei Ihnen allen. Und Sie beide, liebe Frau *Tritscher*, haben sich gut ergänzt, es war eine gute Ehe, durch Dick und Dünn, in guten wie in schweren Tagen. 2011 haben Sie beiden noch die Goldene Hochzeit feiern können. Welch' ein Privileg, was für eine Geschenk, allen heutigen so zerbrechlichen Zeitgeistern zum Trotz!

Horst Tritscher hat nun seine ewige Heimat bei Gott gefunden. So glauben und hoffen wir das als Christen. Möge Gott ihn nun die Fülle schauen lassen, und ihm das ewige Leben schenken. Wir haben das Leben nicht in unserer Hand. Gott schenkt es und Gott nimmt es wieder. Er ist Anfang und Ende. Von ihm kommt alles, zu ihm geht alles. Möge in uns die Hoffnung auf das Ewige Leben lebendig bleiben und im Glauben wachsen. Die Freude auf ein Wiedersehen. Und möge er uns alle trösten in der Trauer. Das wünsche ich besonders Ihnen, liebe Trauerfamilie, in dieser schweren Zeit.

Amen!

(Kopie der Trauerrede - 2015)

WAS IST DENN „EVIDENZBASIERT“?

Laut Lexikon bedeutet *evidenzbasiert*: auf nachgewiesenem Zusammenhang bzw. nachgewiesener Wirksamkeit basierend

Quelle: <https://www.gesundheit.gv.at/lexikon/e/lexikon-evidenzbasiert>

Dazu ein Beispiel (aus der Redaktion):

Ein Student trainiert eine Spinne auf seine gesprochenen Befehle zu reagieren. Sagt er z.B.: „zwei Schritte nach links“ und dann „einen Schritt zurück“ oder ähnliches, dann führt die Spinne unmittelbar darauf zwei Schritte nach links und einen Schritt zurück usw. aus.

Diese besagt trainierte Spinne setzt der Student auf den Schreibtisch vor seinem Professor und seinen Assistenten. Dort lässt er die Spinne nach seinen Kommandos vor dem erstaunten Publikum eine Weile exerzieren. Schließlich ergreift er das Tier und mit einem Ruck reißt er ihm kurzerhand alle acht Beine aus. Den lädierten Spinnkörper legt er vorsichtig auf die Tischplatte zurück.

Die Augenbrauen der Zuschauer schnellen hoch, ihre Münder öffnet sich lautlos bereit zu einem Aufschrei, ihr Atem stockt. Feindlich drohend aber stumm wenden sich ihre Blicke synchron zu dem triumphierend dastehenden Studenten hin, der damit beginnt die Kommandos in gleichem Tonfall und Rhythmus zu wiederholen, - doch da passiert nichts.

Nach einer eisig wirkenden scheinbaren Ewigkeit fühlt sich der Student genötigt die bedrohliche Stille zu unterbrechen und beantwortet die verstört fragenden Blicke wie folgt: „Nun - indem die Spinne ihre Beine verloren hat, hat sie, wie hiermit hinreichend nachgewiesen auch ihr Gehör verloren.“

Heute gilt das zuvor nachgewiesene, nämlich, dass Spinnen mit den Beinen hören, damit als evidenzbasiert.

Siehe dazu im Internet unter dem Link: <https://www.scinexx.de/news/biowissen/spinnen-mit-unmoeglichem-gehoeer/>

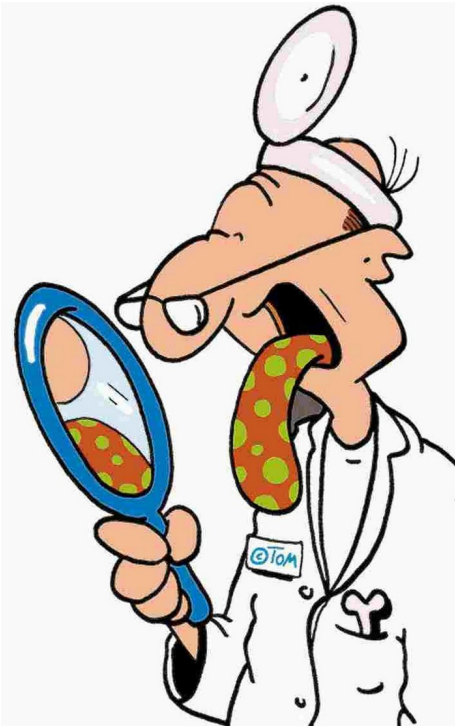
ZITATE VON GABRIEL LAUB

Den Versuch, seine Handlungen theoretisch zu rechtfertigen, nennt man Philosophie.

- Ein Dummkopf ist ein Idiot, der keine Karriere gemacht hat.

- Als *absurd* bezeichnen wir, was nicht möglich ist und trotzdem passiert; was möglich ist, aber nicht passiert, bezeichnen wir als *typisch*.

- Wenn alle mutig sind, ist das Grund genug, Angst zu haben.



KLEBRIGE NERVENBAHNEN

Der Fall *Moniz* und die Lobotomie

Unter den Nobelpreisen gab es einige, die für fragwürdige medizinische Therapien verliehen wurden, vielen Menschen unnötiges Leid bescherten und heute nur bedingt des Preises würdig erscheinen.

Am bekanntesten ist die Auszeichnung von *Antonio Egas Moniz* im Jahr 1949. Der portugiesische Mediziner und Neurologe meinte festgestellt zu haben, dass Lobotomie bestimmte Psychosen lindern kann. Bei diesem Eingriff werden Nervenverbindungen zwischen dem Frontallappen des Gehirns und dem Thalamus durchtrennt. Teile der weißen Hirnsubstanz und des präfrontalen Cortex zerstört. *Moniz* glaubte, dass fixen Ideen und Wahnvorstellungen bei Schizophrenie und anderen psychischen Erkrankungen von *klebrigen* Nervenverbindungen herrührten. Ihre Durchtrennung hielt er daher für die beste Methode, den Patienten Erleichterung zu verschaffen. Tatsächlich schien es der ersten Patientin von *Moniz* auch besser zu gehen: Sie war weniger aufgebracht und paranoid als zuvor, allerdings auch apathischer und gedämpfter.

Der US-Mediziner *Walter Freeman*, einer der größte Verfechter der Lobotomie in den 1940er und 1950er Jahren, räumte später ein: *Jeder Patient verliert etwas durch diese Operation, etwas Spontaneität, etwas von dem Strahlen, dem Geschmack seiner Persönlichkeit.* Doch *Freeman*, wie auch vor ihm schon *Moniz* hielten diesen Verlust für hinnehmbar, da er durch die verringerten Belastungen der Patienten und Umwelt durch die Psychosen aufgewogen würde. Das sah auch das Nobel-

preis-Komitee so und zeichnete *Moniz* für seine Therapie aus. In einem späteren Kommentar schreibt Komitee-Mitglied *Bengt Jansson* vom Karolinska Institut:

In meinen Augen gibt es keinen Zweifel daran, dass Moniz den Nobelpreis damals verdient hatte, denn damals gab es keine Alternativen und die Lobotomie machte das Leben für einige Patienten und ihre Umgebung tatsächlich erträglicher.

Doch *Moniz*' Therapie und die öffentlichkeitswirksame Verbreitung durch *Freeman* und andere, hatte fatale Folgen. Sie löste einen wahren Boom der Lobotomien aus. In den USA galt das *minimalinvasive* Verfahren von *Freeman* fast als Allheilmittel. Er kurierte seine Patienten, indem er ihnen, oft ohne Betäubung ein scharfes, eispickelartiges Instrument an den Augäpfeln vorbei ins Gehirn trieb und damit Nervenbahnen zerstörte. Wahllos wurde dieses „Eispickel“-Verfahren allein in den USA an zehntausenden von Patienten angewendet. Kuriert werden sollte damit nahezu alles von der Depression über Angststörungen und Schizophrenie bis hin zur Hysterie. In den 1950er Jahre meinte man damit sogar Homosexualität, eine kommunistische Gesinnung und Gewalttätigkeit beseitigen zu können.

Statt als Methode der letzten Wahl galt der Eingriff als einfaches Mittel, um unliebsame und unbequeme Verwandte ruhigzustellen. Einer der bekanntesten Fälle ist *Rosemary Kennedy*, die Schwester des späteren US-Präsidenten *John F. Kennedy*. Die 1918 geborene *Rosemary* war Legasthenikerin und möglicherweise leicht geistig behindert. Dennoch machte sie einen Abschluss in Montessori-Pädagogik und führte zunächst ein völlig normales Leben. Doch weil sie als schwer zu bändigem, jähzornig und impulsiv galt, ließ ihr Vater bei ihr 1941 eine Lobotomie durchführen. Der Eingriff galt damals als probates Mittel, um *überschießende Triebe* zu besänftigen. Für die junge Frau war das fatal. Sie wurde durch die Lobotomie zur Schwerbehinderten und verbrachte den Rest ihres Lebens in einer Anstalt, inkontinent, kindlich vor sich hinbrabbelnd, teilweise an den Rollstuhl gefesselt.

In den USA wurde die Lobotomie noch bis Ende der 1960er Jahre hinein trotz wachsender Zweifel und Kritik praktiziert. Mindestens 40.000 Menschen, so schätzt man, unterzogen sich, oft nicht freiwillig, dieser Prozedur und ohne zu wissen, was dies für sie für Folgen haben wird. Ausgerechnet die Sowjetunion verbot die Lobotomie bereits im Jahr 1950, weil sie „den Prinzipien der Menschlichkeit widerspricht“. Deutschland und Japan folgten bald danach.

Quelle: *Nadja Podbregar* / scinexx.de

Es war eine LETZTE NACHRICHT in bild der wissenschaft im Juni 2009



STAR WARS GEGEN MÜCKEN

Eine bizarre Waffe gegen die Überträgerin der Massen mordenden Malaria, die Mücke *Anopheles*, haben amerikanische Physiker vorgestellt. Sie wollen die Moskitos mit Laserkanonen abschießen. Entwickelt wurde die

„Weapon of Mosquito Destraktion“

von Forschern um *Lowell Wood* von der University of Houston. *Wood* war am Aufbau des Star-Wars-Programms des früheren Präsidenten *Ronald Reagan* beteiligt. *Woods* Laserwaffe ortet die Mücke mithilfe der Schallfrequenz ihres Flügelschlags und verbrennt deren Flügel dann durch einen gezielten Laser-Strahl, so die Vision!

TOLLE IDEE! – DOCH WAS WURDE DARAUS?

Um Malaria und andere Tropenkrankheiten zu bekämpfen, wurde vor knapp zehn Jahren ein Prototyp vorgestellt, der Mücken mit Laserstrahlen unschädlich machte. Die Idee erwies sich als noch nicht marktreif, auch wegen ungeklärter ökologischer Folgeschäden.

Dazu muss man wissen: An Malaria erkrankten Jahr für Jahr weltweit mehr als 200 Millionen Menschen. Im WHO Malaria-Bericht von 2017 steht, dass 435.000 Menschen an dieser Tropenkrankheit starben. Malaria ist wahrscheinlich die tödlichste Krankheit in der Geschichte der Menschheit. Es ist schwer, sich einen Vorteil für die Mücken vorzustellen. Dann gibt es da noch Gelb-, Dengue- und das West-Nil-Fieber, ganz zu schweigen von Zika, einer Tropenkrankheit, die schreckliche Geburtsfehler verursacht. Mücken scheinen im Großen und Ganzen nichts anderes zum Ökosystem beizutragen, als die Regenwälder vor der Zerstörung durch den Menschen zu schützen. Selbst für die Ernährung ihrer Fressfeinde scheinen sie nicht einmal wichtig zu sein.

Bereits zu Beginn der 1980er Jahre sann der Astrophysiker *Lowell Wood*, offensichtlich inspiriert durch seine Mitwirkung am Star-Wars Programm, darüber nach, Stechmücken mit Lasern aufzuspüren und abzuschießen. Seine Vision blieb erst Mal ein Gedankenspiel bis 2007, als

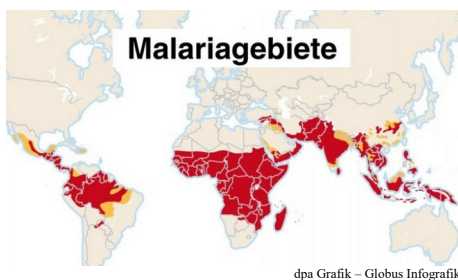
die Bill-and-Melinda-Gates Stiftung die Idee aufgriff und auch finanzierte.

Die Firma Intellectual Ventures wurde beauftragt, Moskitos mit Lasern unschädlich zu machen. 2010 stellte der Firmengründer *Nathan Myhrvold* einen Prototypen vor. Statt eines Lasers, der einen sehr kurzen tödlichen Impuls abgibt, wird ein grüner Laserpointer für längere Zeit auf den Moskito gerichtet. *Myhrvolds* Mitarbeiter *Eric Johanson* stellte den Prototypen vor, der mit Bauteilen, die bei Ebay gekauft wurden, konstruiert war. Es waren ein klobiges Ungetüm und ein Glaskasten mit Moskitos darin. Gezeigt wurde, dass die herumfliegenden Insekten erfasst werden, als nächstes im Laserlicht aufleuchten und dann tot abstürzen. Das Video des Vortrags wurde fast 964.000 mal aufgerufen. 2016, sechs Jahre später beschreiben die Entwickler in Nature-Scientific-Reports einige Details des Systems:

Laserpulse, kürzer als 25 ms, erfassen die Malaria-Mücken automatisch und schießen sie ab. Die publizierten Studienergebnisse weisen das Laser-System als die vielversprechendste Methode aus, Moskitos zu identifizieren, zu markieren und zu eliminieren. In einer Zehntelsekunde werden die Flügel zerstäubt und das Tier fällt tot zu Boden. 2017 hat Intellectual Ventures den vierten Prototypen des laserbasierten Moskito-Abwehrsystems entwickelt, der mittlerweile als „photonic fence“ bezeichnet wird. Er holt Stechmücken in bis zu 30 Metern Entfernung und drei Meter Höhe aus der Luft. Aber diesem Zaun fallen nicht nur Mücken zum Opfer, sondern auch Blattflöhe und Fruchtfliegen.

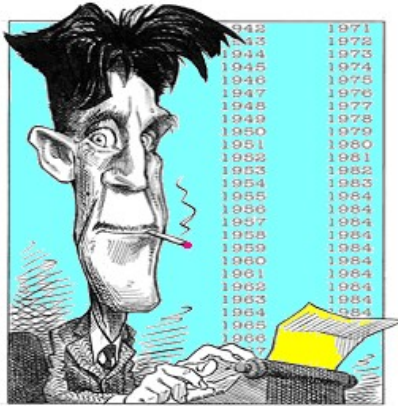
Unmaßgebliche Zwischenfrage der Redaktion: Fliegen die Moskitos nicht eher in der Dämmerung und der Nacht?

Vor zwei Jahren begann in Florida ein Feldtest um zu klären, ob und welche Kollateralschäden an Nützlingen auftreten. Die Beteiligten an dem Feldversuchen waren angehalten, nicht direkt in den Laserstrahl zu schauen und Schutzbrillen zu tragen. Die Ergebnisse sind z. Zt. noch nicht veröffentlicht. Das Ausmaß der ökologischen Nebenwirkungen ist noch immer sehr unklar.



<https://photonicsentry.com/#about>

Quelle: 01.10.2019 Michael Stang,
<https://www.deutschlandfunk.de/>



George Orwell, 1984

AUSSPÄHEN UNTER FREUNDEN das geht gar nicht!

So die Worte unserer Kanzlerin am 24. Okt. 2013. Heute wissen wir, es geht doch! Der Rubikon wurde also überschritten. Und zwar so:

William F. Friedman (1891–1969), Assistent der NSA-Direktion und mit *Gottvater der amerikanischen Kryptologie* betitelt, gilt als bedeutender Pionier der Chiffriertechnik. Agenten bei NSA, CIA und US-Army wurden nach seinen Anweisungen geschult. Er holte den mit ihm befreundeten Schweden *Boris Hagelin* (1892–1983), ebenfalls ein begnadeter Kryptologe, von 1940 bis 1944 zur NSA in die USA. Nach dem Krieg kehrte *Hagelin* heim. Doch die schwedische Regierung hielt Chiffriertechnik für Kriegsgerät und verbot deren Export. Darum übersiedelte *Hagelin* 1948 in die Schweiz. Er gründete ein Labor für Cryptotechnik und am 13. Mai 1952 die CRYPTO AG in Zug. *Hagelin* hielt eine der 50 Aktien, 48 die Europäische Handelsgesellschaft, eine Briefkastenfirma.

Viele Passagen in dem *Friedman*-Report sind geschwärzt und bleiben geheim. Aber aus ihm geht hervor, dass *Friedman* vom 21. bis 28. Feb. 1955 in Zug war und mit *Hagelin* über eine Zusammenarbeit verhandelte. *Hagelin* versprach die NSA über Entwicklungen und welche Länder welche Geräte beziehen, zu informieren.

Am 18. März 1992 wurde der beste Verkäufer der CRYPTO AG, *Hans Bühler* in Teheran verhaftet. Seine Kunden: Ministerien, Armeen, Polizei- und Nachrichtendienste. Er hielt die Verhaftung für ein Missverständnis, das 9½ Monate andauerte. Am 4. Jan. 1994 wurde er freigelassen nachdem die CRYPTO AG eine Kautions von 1 Mio. US\$ für ihn hinterlegt hatte. Doch kaum zurück wurde er gefeuert - *das Vertrauensverhältnis sei schwer gestört, für eine Weiterbeschäftigung kein Bedarf* - und er solle die Kautions zurückzahlen. Eine Aussprache mit der Direktion wurde unter Hinweis auf *unsere*, einem ihm unbenannten *deutschen Aktionär* abgelehnt.

Die schuftige Forderung, die Kautions zurück zu erstatten löste viele Zungen ehemaliger CRYPTO-Mitarbeiter. Ein Tipp lautete: *Der geheime Aktionär heißt Bundesrepublik Deutschland*, genauer die *Bundesvermögensverwaltung* und es handele sich um eine Tarn- oder Scheinfirma des Bundesnachrichtendienstes (BND).

In einem 1994 zum Fall *Bühler* aufgezeichneten Hintergrundgespräch wurde vom Entwicklungschef der 1970er-Jahre Manipulationen als Grund für *Bühlers* Inhaftierung im Iran eingeräumt: *Es kamen Leute aus Bad-Godesberg, Deutschland, und brachten die so genannten Chiffrierkonzepte, nach denen die Verschlüsselung in den Geräten abläuft. Ihn habe Hagelin jr., der 1970 bei einem unaufgeklärten Autounfall verstarb, auf die löchrigen Konzepte, durch die die Geräte unsicher wurden, gestoßen: vereinfacht gesagt, die Chiffrier-Geräte lieferten Hilfsinformationen, die das Berechnen des Schlüssels erlaubten.* Einen TV-Auftritt lehnte er strikt ab: *ich bin doch nicht lebensmüde.* 1977 hatte er die CRYPTO AG verlassen.

Die Schweizer Neutralität war ein wesentliches Verkaufsargument und auch der entscheidende Grund, warum sich NSA und BND für die CRYPTO AG interessierten. Die blockfreien Länder trauten beim Einkauf von Chiffriergeräten weder den USA, den Nato-Ländern, noch dem kommunistischen Block; der CRYPTO AG aus der neutralen Schweiz dagegen schon eher. Von Anfang an waren es vor allem die blockfreien Länder, die ihre Ministerien, Armeen und Dienste mit CRYPTO-Geräten bestückten.

Die letztendliche Aufdeckung der Operation **Rubikon** geschah im Februar 2020 durch gemeinsame Recherchen von dem Schweizer Radio und Fernsehen (SRF), ZDF und der *The Washington Post*. Sie werteten ein 280 Seiten umfassendes Geheimdienstossier aus, das belegt, dass BND und CIA umfassend hinter der Crypto AG standen. Belegt ist dadurch, dass die Crypto AG im Rahmen der Operation **Minerva** (CIA, 1970 bis mind. 2018) bzw. Operation **Rubikon** (BND, 1970–1993) an circa 130 Staaten Chiffrier-Geräte verkaufte, die manipuliert waren. Die mit den Geräten verschlüsselte Kommunikation konnte durch die beiden Dienste wieder dechiffriert werden. Historiker und Geheimdienstexperten kommen zu folgendem Schluss:

Die 'Operation' Rubikon war eine der kühnsten und auch skandalträchtigsten Operationen, denn über 100 Staaten zahlten Milliarden Dollar dafür, dass ihnen ihre Staatsgeheimnisse gestohlen wurden.

Quelle: www.roteanneliese.ch/ZDF/ u.v.a.

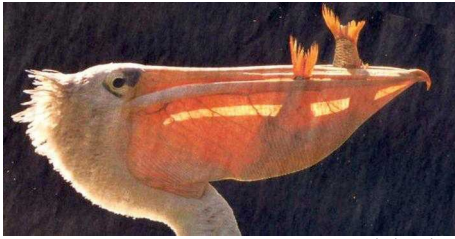
DEN SCHNABEL GESTRICHEN VOLL!

Foto: Hagenbeck Hamburg

HYPE ODER NONSENS? DER INGWER

Selbstverständlich möchte ich meinen Kameraden Nachrichten, die Seefahrt betreffend, besonders wenn sie historisch belegt zu sein scheinen und dann auch noch **Danzig** tangieren, mitteilen. Und schon bin ich bei einem solchen Thema:

Der Ingwer wurde 2018 zur Heilpflanze des Jahres erklärt! Erwartungsgemäß ergoss sich darauf ein Tsunami von interessant erscheinenden Artikeln in Zeitungen, Zeitschriften, Radio, Fernsehen und dem Internet. Darunter auch solche, die über den Segen der bizarren Wurzel zur vorbeugenden Behandlung der üblen Seekrankheit berichteten. Natürlich und pflanzlich, von Chinesen, Indern, Ägyptern, Wikingern, von Columbus bis zum einfachen Matrosen bereits vor langer, langer Zeit erfolgreich angewandt.

Da las ich unter „Gesundheit + Kosmetik“ bei www.test.de:

- Mittel gegen Reisekrankheit / Ingwer für den Kapitän

Unausweichlich greift am Anfang die Seekrankheit um sich, und selbst erfahrene Matrosen können sich ihr nicht entwinden ... *Der Schiffsarzt verabreicht den Kranken einen Mus aus Ingwer. Ich tat mein Bestes, diese Arznei mit verzerrter Mimik zu schlucken.* So schrieb ein *Heinrich Hasebeck* im **September des Jahres 1595** in sein Tagebuch. Der Lübecker *Hasebeck*, zur Seefahrt gezwungen, war an Bord der *DEFIANCE*, mit der Englands Held *Sir Francis Drake* zur letzten Piratentour nach Panama aufbrach – ein Dokument, das kaum von Romantik, aber sehr viel von Menschenschinderei auf hoher See berichtet.¹⁾

Donnerlittchen, dieses Tagebuch des *Heinrich Hasebeck* hätte mir doch schon längst bei meinen Recherchen zu Seefahrt unter die Augen kommen müssen (DANZIGER SEESCHIFF 26, Sklave als Augenzeuge); war es aber nicht. Also losgegoogelt, und mit dem Namen *Heinrich Hasebeck* gesucht:

Am Ende der Artikels zu dem Ort Nombre de Dios (Panama) steht der einsame Satz:

- Der Ort und Francis Drakes Sterben sind

in dem Werk des von *Peter Miller* zusammengefassten Tagebuchs des Seemanns *Heinrich Hasebeck*, Gasparan oder die letzte Fahrt des Francis Drake, beschrieben.²⁾

- auch neugierig geworden? Hier nun den Anfang des Artikels zu Gasparan in der online-Enzyklopädie Wikipedia.org:

- Gasparan (oder Gasparian) (*angeblich **1573** in **Danzig**) ist der fiktive Titelheld eines Romans von *Andreas Venzke*, der – vorgeblich als Tagebuch des Seemanns *Heinrich Hasebeck* – Gasparans Erlebnisse als Synonym die Leiden nicht nur der einfachen Seeleute schildert.

Im Roman gibt Gasparan sein Alter im Jahr 1595 mit 22 an, als er von den Spaniern auf Gran Canaria befragt wurde. Dort hatte er von der Flotte unter dem Kommando von *John Hawkins* und *Francis Drake* wahrscheinlich einen Fluchtversuch unternommen. Geboren sei er in **Danzig** als freier Stadt im Königreich Polen, die, wenn nötig, dem polnischen König Hilfestellung leiste. Er gab außerdem an: *Ich wurde von den Engländern in einem Schiff gefangengenommen und nach England gebracht, wo ich in Plymouth gezwungen wurde, als Seemann in Drakes Schiff zu fahren, von wo sie mich auf ein anderes Schiff versetzten, das einen gebrochenen Topmasten hatte.*³⁾

Wie bitte? - Besagter *Heinrich Hasebeck* ist ganz offensichtlich nur ein fiktiver Held in einem Roman von 1996 und kein realer Seemann. Er ist damit natürlich auch kein glaubwürdiger Zeitzeuge für mich, dessen „Tagebuch“ eine Reverenz für einen alten Brauch zur Anwendung des Ingwers bei Seekrankheit abgeben könnte. Er ist die Schöpfung des Romanschriftstellers *Andreas Venzke*.⁴⁾

Und wer ist in diesem sich anbahnenden Verwirrspiel *Peter Miller*?

Etwa 400 Jahre liegen zwischen dem Jahr 1596, der Romanveröffentlichung, und der angeblichen Niederschrift des fiktiven Tagebuchs durch *Heinrich Hasebeck*, geboren in Lübeck oder auch **Danzig**, in dem er den Ingwermus mit verzerrter Mine schluckte. Das wäre ein kleiner Zeitraum, denn die Wikinger hätten schon vor 900 Jahren Ingwer gegen das Weh aus dem Geschunkel auf See geschluckt - woher die den wohl schon hatten? - aktuell wird berichtet: Ingwer ...

- diente Seeleuten **über Jahrhunderte** als Hilfsmittel bei aufkommender Seekrankheit. Zur Bekämpfung der Reisekrankheit wird das pflanzliche Heilmittel auch heute noch verwendet. Ein Ingwerpräparat ist in Deutschland als Arzneimittel zugelassen.¹⁾

- wirkt magenberuhigend, gegen Übelkeit, Schwindel und kalten Schweiß. Er wurde schon **in der antiken Seefahrt**, in Stücke geschnitten und zerkaut, gegen Seekrankheit genommen.¹⁾

- In Griechenland ist es seit dem Altertum bis heute (etwa auf Fähren) üblich, Seefahrenden und Passagieren bei schwieriger Wetterlage Zitrusfrüchte zum Verzehr anzubieten; **die britische Marine schwört seit Jahrhunderten** auf den Einsatz von Ingwer gegen die Seekrankheit; das alte pazifische Seefahrervolk der Maoris rät seit jeher zu Mango-Verzehr an Bord und französische Seefahrer ahnen seit Langem, dass insbesondere Rotweingelage vor dem Ablegen dramatische Folgen haben können. Und alle diese Seefahrer wissen längst, dass Schlaf die Symptome der Seekrankheit am besten lindert.⁵⁾

- Indonesische Seefahrer schützten sich **einst** mit Ingwer vor der Seekrankheit.

- Schon **die alten Seefahrer Chinas und Indiens** schützten sich mit der Wurzel vor Seekrankheit.

- der portugiesische Seefahrer Marco Polo (**ca. 1254 – 1324**).

- **Im zweiten Jahrtausend vor Christus** wussten Seefahrer in Südostasien bereits, dass sich die Reisekrankheit mit Ingwer verhüten bzw. heilen lässt.

Nur so nebenbei: In den Büchern des 19. Jhts. aus dem reichen google-Archiv wurden mir wenig Hinweise auf die Wurzel von Zingiber (officinale Rosc.) angezeigt. Allein der folgende Artikel aus dem Buch *Die Seefrankheit* von Dr. *Charles Pellarine* von 1828 lag nahe an dem Thema:

- *Bevor die Übelkeit eintritt, sind reizende und warme Getränke von günstiger Wirkung; so können zumal Kaffee, Thee mit etwas Rum oder Rothwein versetzt, Grog, Glühwein etc. zum Schutze gegen das Eintreten der Seefrankheit beitragen, da sie die Circulation anregen und die Haut in einem Zustande von gehöriger Thätigkeit erhalten. Der Genuß verschiedener Gewürze, von Senf, Pfeffer, Ingwer etc. kurz vor der Abreise ist ebenfalls zu empfehlen.*

Nun glaube jeder was er will. Ich meinerseits nasche gerne mal an den kandierten pommestörmigen Ingwerstübchen. hb



Quellen:

1) <https://www.test.de/Mittel-gegen-Reisekrankheit-Ingwer-fuer-den-Kapitaen-1184536-2184536/>

2) https://www.wikiwand.com/de/Nombre_de_Dios

3) <https://de.wikipedia.org/wiki/Gasparan>

4) *Andreas Venzke, Gasparan oder Die letzte Fahrt des Francis Drake*. Benziger, Zürich 1996,

5) <https://floatmagazin.de/leute/simpler-trick-bei-seekrankheit/>

TERMINUS SCHMIERGELD

Kein Seemannsgarn!

Nicht wegdiskutieren konnten die QUICK-Anwälte beim Finanzamt die offenherzige Deklaration von Zahlungen an nicht genannte Empfänger als "Schmiergeld". Nach der Erinnerung von *Van Nouhuys** hat das Finanzamt dem Bauer-Verlag in Hamburg die peinliche Vokabel mit dem Bemerkten aufgedrückt:

Wenn es nicht Schmiergeld heißt, erkennen wir es nicht an.

Bauer-Finanzchef *Walter Mehl* habe mehrmals versucht, den Terminus *Informationshonorare* durchzusetzen, sei jedoch stets *an der Schwelle des Finanzamts gescheitert*.

Generalbevollmächtigter *Siegfried Moenig* will es genauer wissen: *Den Begriff des Informationshonorars kennt die Steuer nicht, sie verlangt den Begriff Schmiergeld. Das steht im Einkommensteuergesetz und wird bei unserer Versteuerung vom Finanzamt Hamburg-Altstadt verlangt.*

Ganz so einfach ist es aber nicht. Laut *Kurt Barske*, Senatspräsident beim Bundesfinanzhof in München, sind Schmiergelder Zuwendungen, *die vom Geber aufgewendet werden, um den zur Wahrnehmung der Interessen einer anderen Person verpflichteten Empfänger zu einem bestimmten Verhalten zu veranlassen oder sich ihm erkenntlich zu zeigen, und deren Hingabe und Annahme nach den Anschauungen der beteiligten Kreise ein irgendwie unanständiges Handeln darstellt.* Und laut Auskunft der Hamburger Finanzbeamten hängt die steuerliche Absetzungsfähigkeit von Auszahlungen an Informanten, die nicht genannt werden wollen, keineswegs davon ab, dass die Ausgaben als *Schmiergelder* deklariert werden. Der Sprecher der Oberfinanzdirektion Hamburg, *Willi Posteher*, hielt Bauers *Schmiergeld*-Version für *groben Unfug*. Auch Oberfahnder *Pfromm* will sich auf die Bauer-Nomenklatur nicht einlassen und hält sie für *eine krumme Tour, was anderes kann ich dahinter nicht sehen*. Er wittert kaschierte Bestechungszahlungen an Bonner Beamte.

Van Nouhuys selber bestärkte den Staatsanwalt in seinen Ahnungen. In einem Interview des WDR-Mittagsmagazins hatte der QUICK-Redaktionsdirektor auf die Frage: *Deckt also die Redaktionsleitung der "Quick", daß die "Quick"-Redaktion in Bonn Informationen von Beamten kauft?*, keck mit einem *Selbstverständlich* geantwortet.

Anderntags dem SPIEGEL gegenüber wusste er es besser: *Kein einziger Angehöriger des öffentlichen Dienstes hat je-*

mals eine einzige Mark bekommen. Die Schmiergelder seien an Bonner Korrespondenten und an *geldbedürftige Gärtner, Pförtner und Attachés exotischer Botschaften geflossen.*

Quelle: DER SPIEGEL 34/1972

* *Heinz Losecaat van Nouhuys* (* 14. 12. 1929; † 20. 12. 2005 in Berlin) war ein niederländischer Verleger und Journalist. Er wurde zunächst als Autor von Kriminalhörspielen bekannt, die in den Jahren 1957 bis 1959 in der Reihe *Die Jagd nach dem Täter* vom Norddeutschen Rundfunk produziert wurden. Nachdem er unter anderem für den Stern gearbeitet hatte, wurde *Nouhuys* 1966 nach der Übernahme der Illustrierten QUICK durch den Heinrich Bauer Verlag bis 1968 deren Chefredakteur. Danach war er Redaktionsdirektor des Bauer Verlags und erwarb für diesen die deutsche Lizenz des amerikanischen Männermagazins Playboy.

ZUM BEDENKEN ANHEIM GESTELLT

Den Fortschritt verdanken wir Nörglern. Zufriedene Menschen wünschen keine Veränderungen.

Herbert George Wells (1866 – 1946),
britischer Schriftsteller.

Laura

Die eitle Laura sagt, bey annoch fühlen Tagen,
Sie könnte länger nicht die schwüle Sitz' ertragen.

Sie streift den Ermel auf
und steckt das Halsruch looß
Und zeigt den runden Arm
und weiße Schulter bloß.

O Zeiten! O Sitten!
Das thut sie bey kalten Tagen,
Was wird die Schöne nicht,
wenn heiße kommen, wagen!

Ihr weichen Herren, die dergleichen gerne sehen,
Freut euch, ich hoß
sie wird noch endlich nackend gehen.

Die Sparsamkeit.

Die Sparsamkeit steigt hoch
in diesen theuren Jahren.
Lucinde trägt ihr Kleid,
um nur das Zeug zu sparen,

Drey Finger niedriger als ihre Schultern gehen,
Steigt diese Sparsamkeit,
was wird man da nicht sehn!

Quelle: Einfälle und kurze Erzählungen. / Danzig bey Daniel Ludwig Wedel. / 1762 /, ein, von der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt digitalisierter Druck, der, frei für jedermann, im Internet zur Verfügung steht. Die Redaktion des SEESCHIFFS ist dafür sehr dankbar.

RECHNEN FÜR SEESCHIFFER

Prozente (%) und Summenbildung!

Liebe Kameraden, ich beziehe eine Ware* zum bequemen Überleben, die zum täglichen Bedarf eines jeden von uns unerlässlich geworden ist. Eine ubiquitäre Ware, die derart essentiell ist, dass sie durch Urteile unserer Gerichte selbst jenen zu überlassen ist, die unfähig sind sie zu bezahlen. Ich bin noch zahlungsfähig und meine Rechnung für den Bezug dieser Ware gestaltet sich wie folgt:

Der Verkäufer, der sich zwischen den Erzeuger und mich, den Verbraucher drängt, summiert seine Kosten für Einkauf, Vertrieb, Service sowie einen, bescheidenen angenommenen Gewinn, die im Folgenden 100% Marktwert der Ware definieren. Für die Bereitstellung und Abmessung der Ware an dem von mir gewünschten Ort, meiner Wohnung, sind technische Vorrichtungen erforderlich, die vorzuhalten dem Verkäufer vom Gesetzgeber aber untersagt ist, so dass er einen Dienstleister dazu verdingen muss. Von mir fordert dieser Dienstleister durch den Verkäufer für das Abmessen 11,3% und für das Heranführen 185,77% des oben definierten Warenwertes.

Doch damit ist noch nicht Schluss. Wie nicht anders zu erwarten, werden auch Abgaben und Steuern fällig. Ein Teil, als Umlage bezeichnet, die der Gesetzgeber generös jenen zuspricht, die ihm und, wie er mich glauben lassen will, auch mir etwas Gutes tun und dafür eine monetäre Belohnung einzufordern berechtigt sind. In meinem Fall sind das weitere 128,32% des ursprünglichen Warenwertes.

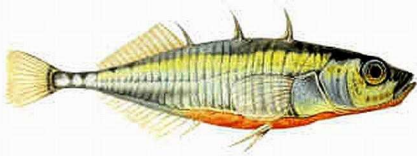
Dann noch Entgelte, die - bitte folgendes auf der Zunge zergehen lassen - *ein Rechtsträger einem öffentlich-rechtlichen Rechtsträger für die eingeräumte Konzession zahlt*. Die Konzessionsabgabe in Höhe von 22,66% und *Steuer auf Verbrauch von ...* in Höhe von 35,19% des Warenwertes.

Und zum guten (?) Schluss wird die aktuelle Mehrwertsteuer, die auf alles, was bis hier aufgefallen ist, mit einem Anteil von 91,81% des oben definierten Warenwertes dazugeschlagen.

Die Rechnung beläuft sich damit auf 575% des angenommenen Marktwerts.

Wer das hier Ausgeführte für *Fake* hält, und das ist das Recht jedes Seefahrers, dem empfehle ich, seine aktuelle Jahres-Stromrechnung mit Hilfe eines hier geschulten Dummies nachzuvollziehen.

Doch aufgepasst: eine weitere Grausamkeit ist an der Kim, die demnächst auch mit aufzulisten sein wird: die CO₂ Steuer.
* Es ist meine Stromrechnung 2019; hb.

DER STUCHEL

Drei-Stacheliger-Stichling (ungenießbar)

DOCTOR SMARTPHONE

Die Smartphones sind unsere ständigen Begleiter geworden und sie werden längst nicht mehr nur zum Telefonieren, Simsen oder Surfen genutzt.

Ein Handy-Mikroskop wurde bereits entwickelt, wir berichteten davon, siehe DANZIGER-SEESCHIFF Nr.25, Smartphone-Aufsätze zur Kontrolle der Spermienqualität wurden vorgestellt oder Apps wurden angeboten, die Frühzeichen von Demenz erkennen können.

Shitodhi Ghosh von der University of Cincinnati, USA, und seine Kollegen präsentieren nun einen Handyaufsatz, der Infektionen mit Malaria, HIV, Coronaviren oder andere Erreger diagnostizieren könnte. Dafür muss der Patient einen Teststreifen erst einmal in den Mund nehmen und einspeicheln - dass die Dinger nach Minze oder Whisky schmecken ist ein plumpes Gerücht, aber machbar - oder auch anderswie einnässen und dann in den Schlitz eines Handyaufsatzes stecken. Der Laborchip aus Plastik nutzt die Kapillarkraft, um Speichel, alternativ auch Blut oder Urin der Testperson in zwei winzige Kanäle mit gefriergetrockneten Stoffen hineinzuziehen, welche dadurch aktiviert werden. Aber die Realisierung eines kleinen und kostengünstigen POCT, Point-of-Care-Test, mit geringem Stromverbrauch erfordern wegwerfbare Mikrofluidikvorrichtungen, die mit minimalem Eingriff autonom arbeiten können.

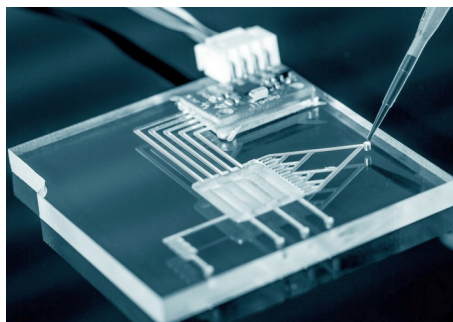
Das in Cincinnati vorgestellte Verfahren nutzt zum Nachweis von Malaria-Biomarkern die hohe Empfindlichkeit der Chemilumineszenz. Bei dieser Form der Lumineszenz liefert eine chemische Reaktion die Energie, um Licht zu erzeugen. Die Mikrokanäle im **Lab-on-a-Chip** System (**LOC**), erzeugen, ohne eine externe Flusskontrolle aber mit einer angemessenen Hydrophilie (Wasserliebe) ausgestattet, mit optischen Detektoren an einem USB-OTG (On The Go) Anschluss des Smartphones Signale, die von einer entsprechenden App ausgewertet zur Anzeige und Übertragung bereitgestellt werden.

In **LOC** Systemen werden kleinste Flüssigkeitsmengen im Nanoliterbereich untersucht. Die Chips haben häufig die Form von Objektträgern, 26mm x 76 mm. Sie vereinen den Transport, die Separation, Mischung, Speicherung und Steuerung

von biomedizinischen Flüssigkeiten. Die Dimensionen der Mikrofluidik-Elemente liegen im Bereich von wenigen bis hin zu einigen hundert Mikrometern. Die Herstellung der Strukturen für Mikrokanäle und Kavitäten erfolgt mehr und mehr lithographisch, mit einer Technik, die ähnlich der bei gedruckten Schaltungen oder integrierten Halbleitern ist. Vorteile sind kleinste, hochpräzise Abmessungen, geringer Oberflächenrauigkeit und kleinen Kantenradien.

Die **Mikrofluidik** befasst sich mit der präzisen Steuerung und Manipulation von Flüssigkeiten und Gasen im Submillimeter-Bereich an den Schnittstellen von Ingenieurwissenschaften, Physik, Chemie, Biochemie, Nanotechnologie, Medizin und Biotechnologie. Je kleiner die manipulierte Stoffmenge ist, desto größer wird das Verhältnis von Oberfläche zu Volumen. Kapillarkräfte und Oberflächenladungen dominieren dann über die Gravitation. Der Flüssigkeitsantrieb wird dann rein passiv erfolgen. Eine wirbelfreie Strömung (Laminar Flow) mit stabilen Grenzflächen zwischen Flüssigkeiten wird in den engen Kanälen möglich. Mitgeführte Zellen werden vereinzelt und sie können gezählt oder sortiert werden.

Die Chips vereinigen auf wenigen Quadratcentimetern Glas oder Plastik alle Elemente für eine Analyse-Methode. Ihr Vorteil: mit kleinsten Probenmengen und verkürzter Analysedauer eröffnen sich bei minimalem Energieverbrauch und niedrigem Stückpreis optimale Möglichkeiten, die makroskopischen Systemen verwehrt sind. Für die Bioanalytik sind neben Enzymchips vor allem chromatographische und elektrophoretische Trennchips von großem Interesse für die Zell- und Metabolismusanalyse sowie die Massenspektrometrie.

LOC <https://singularityhub.com>NICHT GANZ UNNÜTZ, ABER:

Unnützlich, jemandem einen Gedanken erklären zu wollen, dem eine Anspielung nicht genügt.

Nicolás Gómez Dávila (* 18. Mai 1913 in Bogotá; † 17. Mai 1994 ebenda) er war ein kolumbianischer Philosoph.

FRÜHE VORSORGE IN DANZIG**Danziger Wittwen- und Waisencasse für die hinterlassenen Angehörigen der Schiffer.**

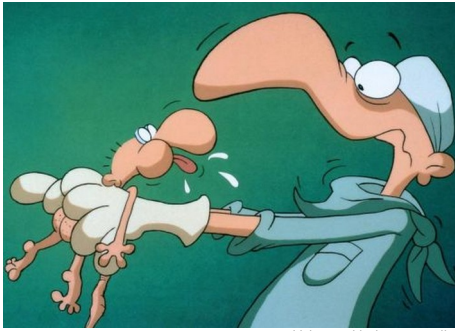
Es gehört viel Muth dazu, daß sich der Seemann von denen, die ihm lieb sind, entfernt und den Gefahren des Meeres anvertraut. Noch bedenklicher ist die Lage seiner Frau und Kinder; denn nicht genug, daß sie den Mann und den Vater, wenn sie anderes Brot haben wollen, die wenigste Zeit des Jahres zu Hause haben: es ist auch, wenn er verunglückt, mit dem Leben desselben die Hoffnung und der Wohlstand der Seinigen fast ganz dahin. Wie gut und löblich ist es daher, daß man, zur Schadenshaltung und Beruhigung für diejenigen, welche dieses gefährliche Gewerbe treiben, menschenfreundlich darauf denkt, die Familie des Schiffers nach seinem Ableben nicht ganz hilflos zu lassen. Dieser wird nun bei dem Schrecken des Todes, den er in den schäumenden Wellen vor sich sieht, nicht ferner auch durch den Gedanken noch gequält werden, daß die Seinigen nun vielleicht mit Hunger und Mangel kämpfen müssen.

Diese Betrachtung veranlaßte die Danziger Seeleute, mit Hilfe der Kaufleute und Schiffsrheder ihrer Stadt, eine Wittwen- und Waisen Casse für die Angehörigen der Seeschiffer zu errichten. In der Dankadresse der Danziger Schiffergilde an die patriotischen Beförderer dieser vortrefflichen Stiftung hieß es unter anderem:

„Für den Edelmut und die Menschenliebe, womit der größte Theil der hiesigen Rhederey und Kaufmannschaft, auch andere Menschenfreunde und Gönner, uns bey Errichtung unserer Wittwencasse so thätig unterstützt, und diese gute Stiftung in ihrer Grundlage durch reichliche Geschenke gesichert haben, sagen wir, die Brüderschaft der hiesigen Seeschiffer, im Namen unserer Frauen und Kinder, und selbst im Namen der Wittwen und Waisen unserer späteren Nachkommen, hiermit den ungeheuchelten Dank eines ehrlichen Herzens. Sie haben uns gezeigt, daß Ihnen unser Leben und Wohl auch da, wo dasselbe mit Ihren uns anvertrauten Gütern in feiner Verbindung steht, nicht gleichgültig ist; sondern daß Sie auch an unserer häuslichen Ruhe und an dem Schicksale der Unserigen einen bedeutenden Antheil nehmen. Diese herzerhebende Achtung unseres persönlichen Glücks, wird unseren gewohnten, behutsamen und doch pünktlichen Fleiß bey allen Geschäften, die Sie uns anvertrauen, um so sicherer erhalten, und unser Muth wird sich in den schrecklichsten Gefahren eines Berufs, dem der Tod so nahe ist, wo möglich noch erhöhen: wenn wir bedenken, daß wir ein Theil des Vermögens unserer Wohlthäter zu retten haben, daß daheim unsere Gatten- und Vaterpflichten erfüllt sind, und daß, wenn das Grab in den Wellen beschieden ist, unsere guten Hausmütter und lieben Kinder nur um den verlorenen Freund, nicht mehr um das verlorene letzte Brot weinen werden“ u.s.w.

Der Bestand dieser Wittwencasse ist nämlich durch die Geschenke der erwähnten Menschenfreunde - (7627 Fl. Danz. Cour.) und durch den Beitrag von 57 Mitgliedern zur Casse à 30 Fl. (1710 Fl.) also zusammen 9337 Fl. Danz. Cour. Begründet worden. Die sämmtlichen Ankosten zur ersten Einrichtung dieser Casse betragen 238 Fl. 12 Gr. Baarer Cassenbestand ist 8 Fl. 4 Gr. Summa 9337 Fl.

Quelle: Patriotisches Archiv/1799/Berlin



Das kleine Atschloch, Senator Film

KLEINE TABLETTE – GROSSES RISIKO

In Deutschland wird eine Tablette zur Geburtseinleitung verwendet, die nie für diesen Zweck zugelassen wurde. Lädt etwa der Hinweis im Beipackzettel, demnach eine fatale Nebenwirkung einen Abort auslösen könne, zum sogenannten „Off-Label-Use“ ein? Recherchen zeigen, dass es dadurch zu schweren Komplikationen für Mutter und Kind kommen kann.

Aus Gutachten und Urteilen, die die Reporterinnen *Eva Achinger* und *Ann-Kathrin Wetter* des Bayerischen Rundfunks (BR) und der "Süddeutschen Zeitung" (SZ) ausgewertet haben, geht hervor:

Nach unbeschwerten Schwangerschaften bekämen die Frauen **Cytotec** zur Einleitung der Wehen. Dadurch komme es zur Überstimulation der Gebärmutter, zu einem Wehensturm; und dann zu schwerwiegenden Komplikationen, die die Kliniken nicht mehr in den Griff bekämen. Es gibt Todesfälle. Mehrere Mütter und Babys verstarben.

Cytotec ist als Magenschutzmittel zugelassen. Dass es Kontraktionen der Gebärmutter auslöst und damit Wehen fördern kann, haben Ärzte zufällig entdeckt. Hoch dosiert kann **Cytotec** auch zur Abtreibung eingesetzt werden. Nie wurde es für die Geburtsmedizin zugelassen, aber nach einer bisher unveröffentlichten Umfrage der Universität Lübeck verwendet die Hälfte der deutschen Kliniken **Cytotec** zur Einleitung der Geburt. Denn:

Im Rahmen ärztlicher Therapiefreiheit jedoch ist die Anwendung im sogenannten "Off-Label-Use" zulässig.

In Hintergrundgesprächen sagen Ärzte, dass **Cytotec** bei der Geburtseinleitung wirksam sei und wegen der Tablettenform einfach zu verabreichen und auch sehr billig ist.

Der Hersteller Searl, der heute zu Pfizer gehört, warnte bereits vor zwanzig Jahren vor den Gefahren des Medikaments in der Geburtshilfe: *Zu den schwerwiegenden unerwünschten Ereignissen, die nach der Off-Label-Anwendung von Cytotec bei schwangeren Frauen gemeldet wurden, gehören der Tod der Mutter oder des Fö-*

tus; eine Überstimulation der Gebärmutter; Ruptur oder Perforation der Gebärmutter, hieß es in einem Schreiben an Ärzte. Behörden anderer Länder warnten ausdrücklich vor dem Einsatz von Cytotec in der Geburtshilfe.

Die französische Gesundheitsbehörde ANSM veröffentlichte mehrere Warnbriefe. In einem heißt es, das positive Risiko-Nutzen-Verhältnis von **Cytotec** zur Geburtseinleitung sei nicht bewiesen. Auch die amerikanische Gesundheitsbehörde FDA warnt Frauen seit Jahren vor schwerwiegenden Komplikationen wie einem Gebärmutterriss oder dem Todesrisiko von Müttern und Babys.

Es ist schon lange an der Zeit diesen Unsinn mit Cytotec zu beenden, sagt Peter Husslein, Professor für Geburtshilfe und Leiter der Universitäts-Frauenklinik Wien. Er forscht zu Wehentätigkeit und Einleitungsmethoden. Cytotec verwende er in seiner Klinik nicht. Das Mittel ist weitgehend unkontrollierbar und es gibt viel zu wenig Untersuchungen, sagt Husslein. Es hat zahlreiche mütterliche Todesfälle verursacht. Es gibt für mich keinen Grund der Welt, warum ich als Arzt ein gefährliches nicht registriertes Medikament anwenden sollte.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) empfiehlt Dosen von höchstens 25 Mikrogramm für den Wirkstoff Misoprostol, der in dem Medikament **Cytotec** steckt. Dem BR und der SZ liegen Fälle vor, in denen das Doppelte bis Vierfache verabreicht wurde. Dass Kliniken sehr unterschiedlich dosieren, bestätigt auch die Umfrage der Universität Lübeck unter Kliniken.

Wenden Ärzte **Cytotec** im Off-Label-Use an, sind sie gesetzlich verpflichtet, explizit darüber aufzuklären sowie die Risiken und Nebenwirkungen anzusprechen. Das geschieht nach Recherchen von BR und SZ oftmals nicht oder nur ungenügend.

Frauen würden vor allem nicht darüber aufgeklärt, so Professor *Thomas Hirschold*, dass die Wahrscheinlichkeit einer Überstimulation der Gebärmutter und damit eines Wehensturms mit **Cytotec** höher sei als bei anderen Medikamenten zur Geburtseinleitung. Der Chefarzt der Frauenklinik in Worms spricht aus Erfahrung, er erstellt seit Jahrzehnten Gutachten für Gerichte und Krankenkassen zu Geburtschadensfällen aus.

Der Pharmahersteller Pfizer hat **Cytotec** darum bereits 2006 in Deutschland *aus ethischen Gründen vom Markt genommen*. Die deutsche Zulassung sei zurückgegeben worden weil der Missbrauch so hoch war, erklärte Pfizer damals im Gemeinsamen Bundesausschuss. Seither können Ärzte und Apotheken das Mittel aber immer noch aus anderen EU-Län-

dern problemlos importieren.

Jetzt teilt Pfizer auf Anfrage von BR und SZ mit, dass für die Anwendung von **Cytotec** zur Einleitung einer Geburt keine ausreichenden Studien vorlägen, die eine "verlässliche Aussage" zuließen. In der Tat berufen sich Ärzte bei der Dosierung auf Beobachtungen aus der Praxis. Studien zur Dosisfindung, wie sie bei zugelassenen Medikamenten gemacht werden, fehlen.

In Deutschland warnt bisher keine Behörde vor dem Einsatz von **Cytotec** zur Einleitung der Geburt. Das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) kennt nach BR- und SZ-Recherchen das Ausmaß der Probleme nicht: Die Behörde weiß von nur einem Fall, in dem ein Kind nach der Gabe von **Cytotec** in Verbindung mit einem weiteren Medikament, das inzwischen vom Markt genommen wurde, verstarb. Fälle, in denen Kinder einen Gehirnschaden erlitten, sind der Behörde nicht bekannt.

Das liegt an einer Überwachungs-lücke und an fehlenden Meldungen. Denn Ärzte sind nicht gesetzlich verpflichtet, Risiken und Nebenwirkungen den Behörden zu melden. Das muss nur der Hersteller tun. Doch Ärzte melden schwere Nebenwirkungen oft nicht, weil sie unsicher sind, was die juristischen Konsequenzen anbelangt. Das ergab eine Umfrage der Arzneimittelkommission der deutschen Ärzteschaft vor zwei Jahren. Treten Nebenwirkungen im Off-Label-Use auf, könnten diese Unsicherheiten noch größer sein, denn dann haften Ärzte sogar persönlich bzw. die Klinik.

Ob eine gesetzliche Meldepflicht angesichts der mangelnden Dokumentation nötig sei, beantwortet das Bundesgesundheitsministerium (BMG) nicht. Auch weitere Fragen zur Recherche von BR und SZ bleiben unbeantwortet, ein Interview wird abgelehnt. Die Pressestelle verweist zurück an das Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM).

Wegen fehlender Daten, die weder in der nationalen noch in der europäischen Datenbank erfasst werden, lässt sich nur schwer einschätzen, wie groß das Problem von Todesfällen und Gehirnschädigungen in absoluten Zahlen ist.

Im Beipackzettel zu **Cytotec** ist zu lesen: **Cytotec** darf sowohl während der Schwangerschaft als auch in der Stillzeit nicht eingenommen werden.

<https://www.nebenwirkungen.de>

Quelle: *Eva Achinger; Ann-Kathrin Wetter*; <https://www.tagesschau.de/investigativ/br-recherche/geburtseinleitung-medikament-101.html>

BERICHT ZU EINEM DANZIGER

Hermann Wilhelm Behrent, 1823 – 1895, Danzig

Hermann Wilhelm Behrent (* 6 III 1823 Gdańsk – † 30 III 1895 Gdańsk), kupiec, makler giełdowy, armator. Syn gdańskie-go kupca *Absalona Theodora Behrenta* (* 1791–† 1862). Zawodu uczył się, terminując w firmie ojca. W 1854 roku był agentem handlowym, następnie maklerem giełdowym oraz armatorem, właścicielem firmy Hermann Behrent, której kantor znajdował się przy Brodbänkengasse 6 (ul. Chlebnicka). W 1883 posiadał cztery żaglowce typu bark do przewozu zboża i drewna o pojemności 300–480 BRT: CAROLINE-SUSANNE, AUGUSTE-JEANETTE, HEBE i JACOB ARENDT (poprzednio własność Jacoba Arendta, z którym łączyły go wcześniej interesy handlowe). W latach 1861–1891 był członkiem Korporacji Kupców. Od 1892 rentier.

W 1854 roku mieszkał przy Grosse Wollwebergasse 14 (ul. Tkacka); po śmierci ojca, w latach 1862–1891, w otrzymanej w spadku rodzinnej kamienicy przy Brodbänkengasse 6. W 1892, po likwidacji firmy, sprzedał kamienicę i przeprowadził się do wynajętego mieszkania przy Holzmarkt 23 (Targ Drzewny).

Od 5 X 1851 roku był żonaty z *Friederiką Jenny Henriettą Bienko* (* 21 XII 1831 Gdańsk – 6 II 1909 Gdańsk). Doczekał się kilku córek i syna (najmłodszego z dzieci). *Alma Friederika* (ur. 21 X 1852) wyszła za mąż 5 VII 1870 roku za *Georga Ferdinanda Heydama*, *Waleria Jeanetta* (ur. 25 IV 1856) od kwietnia 1877 była żoną *Karla Hermanna Warrnecka*, obie mieszkaly poza Gdańskiem; *Ida Maria* (ur. 7 IX 1858) zmieniła stan cywilny w 1879 roku. Córki *Henrietta Rosa* (* 8 II 1857 – 1938) i *Margaretha Gabriella* (* 21 IV 1861 – po 1942) pozostały pannami, po śmierci matki zamieszkały w 1910 roku w przytułku szpitala św. Barbary przy An der St. Barbara Kirche 1/2 (ul.

św. Barbary), tam też zmarły. Syn *Hermann Friedrich Georg* (* 6 IV 1875 – † 1938) w latach 1890–1894 uczęszczał do realnej średniej szkoły św. Jana, do matury nie przystąpił, w 1907 roku pracował jako handlowiec, a od około 1910 do śmierci jako urzędnik w administracji miejskiej. W latach 1914–1928 mieszkał przy Plankengasse 12 (ul. Dziewanowskiego), w 1935 przy Weidengasse 48 (ul. Łąkowa). Jego żona Helene zmarła po 1939, syn Hermann w 1942 był nauczycielem w jednej ze szkół powszechnych.

Quelle: [https://www.gedanopedia.pl/...](https://www.gedanopedia.pl/)

Es folgt eine Übersetzung aus dem polnischen, die mit Hilfe des Google Übersetzers unter: <https://translate.google.com/?hl=de> erfolgt ist, ergänzt mit Daten aus privaten Dokumenten und Urkunden.

Hermann Wilhelm Behrent (* 6. 3. 1823 – † 30. 3. 1895 Danzig), Kaufmann, Börsenmakler, Reeder. Sohn des Danziger Kaufmanns *Absalon Theodor Behrent* (* 1794 – † 1862). Er erlernte seinen Beruf durch eine Lehre in der Firma seines Vaters. 1854 war er Handelsvertreter, dann Börsenmaklern, Reeder und Inhaber der Firma „**Hermann Behrent**“ und einem Büro (Kontor) in der Brodbänkengasse 11 (Chlebnicka). Im Jahr 1883 besaß er fünf Segelschiffe für Getreide und Holz mit bis zu 480 BRT; die GERMANIA, HERMANN, CAROLINE-SUSANNE, AUGUSTE-JEANETTE, HEBE und die JACOB-ARENDT, die zuvor im Besitz von *Jacob Arendt* war, mit dem er gemeinsame kommerzielle Interessen teilte. In den Jahren von 1861 bis 1891 war er Mitglied in der Merchants' Corporation und ab 1892 Rentier.

1854 wohnte er in der Großen Wollwebergasse 14 (ul. Tkacka); und nach dem Tod seines Vaters *Absalon Theodor Behrent*, in den Jahren von 1862 bis 1891 in einem Familienwohnhaus in der Brodbänkengasse 6, das er durch Erbschaft erhalten hatte. Nach der Liquidation seines Unternehmens verkaufte er 1892 das Haus und zog in eine Mietwohnung am Holzmarkt 23 (Targ Drzewny).

Seit dem 5. Oktober 1851 war er mit *Friederike Jenny Henriette Bienko* (* 21. XII. 1831 - † 6. II. 1909 Danzig) verheiratet. Sie hatten fünf Töchter und einen Sohn, das jüngste Kind. *Alma Friederike* (* 21. X. 1852) heiratete am 5. VII. 1870 *Georg Ferdinand Heydam*, *Valeri Jeanette* (* 25. IV. 1856) am 30. IV. 1877 *Louis Carl Hermann Warrneck*, sie lebten außerhalb von Danzig, und *Alice Ida Maria* (* 7. IX. 1858) am 11. III. 1879 *Rudolf Johannes Barck*. Die Töchter *Elfrie-*

de-Rose-Hermine (* 8. Feb. 1857- † 1938) und *Margareth-Gertrud-Henrietta (Grete)* (* 21. Apr. 1861- † 1945) blieben solo und lebten nach dem Tod ihrer Mutter 1909 in der Anstalt des Krankenhauses St. Barbara bei der St. Barbara Kirche 1/2 (ul. Św. Barbara), wo sie auch gestorben sind. Sein Sohn *Hermann Friedrich Georg* (* 6. IV 1875- † 1938) besuchte in den Jahren 1890 bis 1894 das Realgymnasium St. Jan. Er legte das Abitur nicht ab, arbeitete 1907 als Kaufmann und von ca. 1910 bis zu seinem Tod als Angestellter in der Stadtverwaltung Danzigs. In den Jahren 1914 bis 1928 wohnte er in der Plankengasse 12 (Dziewanowskiego), 1935 in der Weidengasse 48 (Łąkowa). Seine Frau *Helene* starb 1975, ihr ältester Sohn *Hermann Joachim Friedrich* war 1942 Lehrer an einer der Grundschulen in Danzig.



FLUNDER M 1:1

IMPRESSUM

DANZIGER SEESCHIFF

Ungegängelt und frei - wenn auch nicht von Fehlern

Herausgeber: Verein Danziger Seeschiffer e.V. Sitz Hamburg

✉ Redaktion: *Hermann Behrent* (mit Hilfe von „copy & paste“)

E-Mail: danziger-seeschiff@freenet.de

☎ +49 (0)4534 7276851 **neu**

Korrektur:

G. Pomplun, S. Waldow, S. Tritscher



POMUCHELM M 1:1

DIE HECKLATERNEEIN AUSWEG

Ein Seemann spürt,
wenn auch verschwommen,
Er müßte sich, genau genommen,
Im Grunde seines Herzens schämen,
Zieht vor, es nicht genau zu nehmen.

Quelle: *Eugen Roth*, seemanntisiert